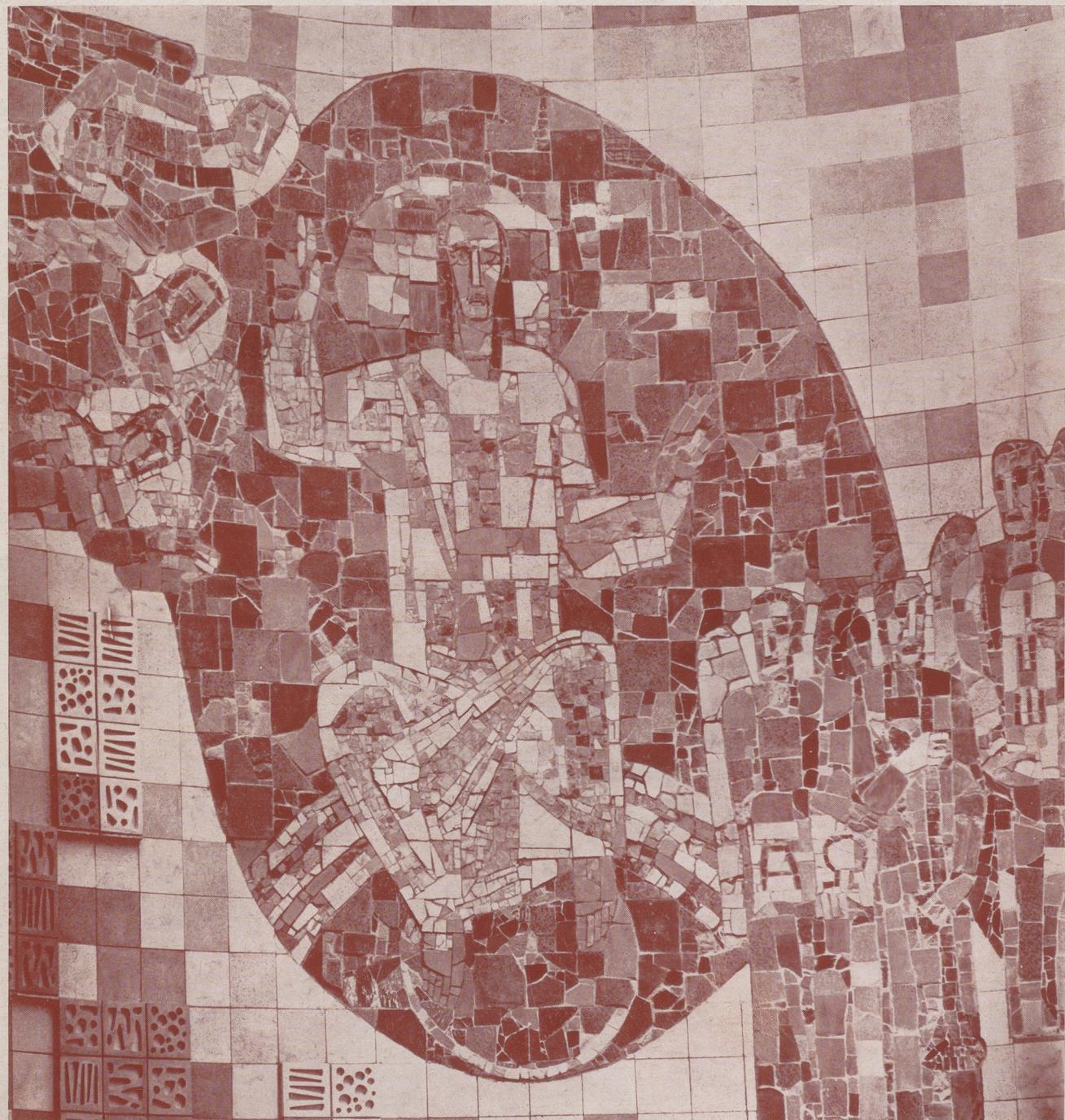


SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1957

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1957

8. Jahrgang

Viertes Heft – Juli / August

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL +
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

*Titelbild: Rudolf Yelin, Chorwand in der Rosenbergkirche
Stuttgart*

INHALT

Hans Schwenkel zum Gedenken

Von Oskar Rühle 121

Von der Trümmereschuttflora der

Umgebung des Stuttgarter Neuen
Schlosses

Von Wilhelm Kreh 123

Alte Ulmer Hobel aus dem 18. Jahr-
hundert

Von Lore Sporhan-Krempl 128

Professor Rudolf Yelin und seine Klasse
für Glasmalerei und Mosaik an der
Stuttgarter Akademie

Von Hans Fegers 130

Verbreitung und Entwicklung der land-
wirtschaftlichen Erbsitten in Baden-
Württemberg

Von Helmut Röhm 138

Friedrich Theodor Vischer

Von Fritz Martini 145

Der Morgenstern

Gedicht von Ulrich Binder 147

Beflügelte Phantasie

Von Karl Fuß 148

Von drei Kapellen und dem „Ditzen-
heiligen“

Von Rudolf Autenrieth 149

Vom Franzoseneinfall in Calw 1692

Von Ernst Rheinwald + 150

Meine Erinnerungen an Paul Jauch

Von Clara Mayer-Bruckmann 151

Buchbesprechungen 152

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 154

Hans Schwenkel zum Gedenken

Die Nachricht vom Heimgang unseres stellvertretenen Vereinsleiters, Professor Dr. Hans Schwenkel, werden alle Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes mit tiefer Trauer vernommen haben. Er ist am 15. Juli im 72. Lebensjahr ganz unerwartet einem Herzleiden erlegen – unfaßlich für alle, die ihn noch wenige Wochen zuvor frisch und munter bei Führungen oder Lehrfahrten des Bundes erlebt haben; schmerzlich für die vielen, die seit langen Jahren auf ihn schauten als den hervorragendsten Vertreter des Naturschutzes und der Heimatpflege im Schwabenland und weit darüber hinaus.

Die Trauerfeier bei der Einäscherung auf dem Pragfriedhof in Stuttgart am 18. Juli gab Zeugnis von der hohen Wertschätzung, deren sich der Verstorbene als Wissenschaftler und als Kämpfer in der engeren Heimat und in ganz Deutschland erfreute. Seinem beruflichen Wirken hat sein Amtsnachfolger als Leiter der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Dr. Konrad Buchwald, in einem warmen Nachruf in der „Stuttgarter Zeitung“ ein Denkmal gesetzt.

Wenn diese Blätter, die einen ihrer eifrigsten und treuesten Mitarbeiter verloren haben, Hans Schwenkel einen Abschiedsgruß widmen, so steht dabei seine ehrenamtliche Tätigkeit im Schwäbischen Heimatbund im Vordergrund. Auch diesem hat er neben seiner vielfältigen beruflichen Arbeit seit Jahrzehnten mit der ihm eigenen leidenschaftlichen Hingabe an die Sache des Naturschutzes und der Heimatpflege in mannigfacher Weise gedient. Unablässig und unerschrocken ist er in Wort und Schrift für die Erhaltung der Schönheit unserer heimatlichen Landschaft eingetreten. Landauf und landab hat er in Vorträgen für die Ziele unseres Bundes gewirkt. In jedem Band der Schwäbischen Heimatbücher, deren letztes er nach dem Tod von Professor Felix Schuster druckfertig gemacht hat, waren Aufsätze von ihm enthalten.

Aber sein vielleicht größtes Verdienst um unseren Bund hat sich Hans Schwenkel nach dem zweiten Weltkrieg erworben, als es galt, den Bund, der seine sämtlichen Akten, Bücher und Bilder verloren hatte, zu neuem Leben zu erwecken. Er hat, während Graf Degenfeld, weit von Stuttgart und leidend, nur mit seinem Namen für die Sache des Bundes einstehen konnte, gegen mutlose Zurückhaltung durchgesetzt, daß die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Damals trat eine Gruppe von Volkskundlern unter Führung von Helmut Dölker mit dem Vorschlag auf den Plan, statt der vorgesehenen Gründung eines besonderen Vereins für Volkskunde die Ziele des „Bundes für Heimatschutz“ zu erweitern und auch die Pflege des Volkstums in den Aufgabenkreis mit einzubeziehen. Hans Schwenkel griff diesen Gedanken eines Zusammenwirkens aller heimatverbundenen Kräfte sofort freudig auf, und ihm ist es im wesentlichen zu danken, daß anfangs 1949 ein erweiterter „Schwäbischer Heimatbund“ ins Leben gerufen wurde, dessen Zweck „die Pflege der Kultur in ihrer Bindung an Landschaft und Volkstum, also die Einwirkung auf das kulturelle Wachstum im Geiste der Überlieferung“ ist.

Die Leitung wäre naturgemäß Professor Schwenkel zugefallen – zumal Professor Felix Schuster schwer erkrankt war und bald darauf durch den Tod abberufen wurde –, wenn die politischen Verhältnisse jener Tage das nicht unmöglich gemacht hätten. Aber er hat der Sache der Heimatpflege und unserem Bund einen wichtigen Dienst dadurch getan, daß er auf den damaligen Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofs in Bebenhausen, Dr. Alfred Neuschler, aufmerksam machte, der dann auch von der konstituierenden Mitgliederversammlung am 5. Februar 1949 einstimmig zum Vereinsleiter gewählt wurde und der den Bund durch sieben erfolgreiche und fruchtbare Jahre hindurch zielsicher geleitet hat.



Mit Prof. Schwenkel auf Lehrfahrt: Besuch bei unserem Ehrenmitglied Ludwig Finckh in Gaienhofen

Die Anfänge des neugeborenen Vereins standen unter Schwenkels maßgebendem Einfluß. Er war der Verfasser der programmatischen Erklärung, mit der der Bund auf der Versammlung vom 5. Februar 1949 vor die Öffentlichkeit trat. Er hat die neue Satzung entworfen, in der die hochgesteckten Ziele des Schwäbischen Heimatbundes festgelegt sind. Er hat bei der Einrichtung der Geschäftsstelle tatkräftig mitgeholfen. Er war es, der mit klarem Blick für die veränderten Zeitumstände die Schaffung einer Zeitschrift an Stelle der Herausgabe des jährlich erscheinenden Heimatbuches empfahl und die bezüglichen Verhandlungen mit dem Verlag Kohlhammer erfolgreich führte. In dem neu gebildeten mehrköpfigen Vorstand hatte Schwenkels Stimme besonderes Gewicht.

Wenn heute der Bund, vielfachen Wünschen der Mitglieder entgegenkommend, in großem Umfang Lehrfahrten mit Autobussen durchführt, die einen kaum zu bewältigenden Zuspruch finden, so soll nicht vergessen werden, daß Professor Schwenkel es war, der solche Fahrten für durchführbar erklärte, als noch der kaum überstandene Zusammenbruch die Zaghafoten entmutigte. Manche ältere Mitglieder erinnern sich noch aus den zurückliegenden Jahrzehnten an diesen oder jenen Ausflug, bei dem Professor Schwenkel von einem hervorragenden Punkt aus den Teilnehmern die Landschaft, die wie ein aufgeschlagenes

Buch vor seinem geistigen Auge stand, in ihrer Entstehung und Eigenart erläutert hat. Und was er damals gepflegt und getan, das hat er im erneuerten Bund Jahr für Jahr bis kurz vor seinem Tode wiederholt, mochte es sich um das Neckarland oder die Schwäbische Alb, um Donau oder Schwarzwald, um den Bregenzer Wald, das Elsaß, die Schweiz oder zuletzt um Südtirol handeln. Nicht selten konnte man es erleben, daß er dabei, über das Geologische und Landschaftliche hinauswachsend, auch Völkisches und Geschichtliches in seine Darlegungen einflöcht, mitunter in leidenschaftlichen Ausbrüchen, die seinem kerndeutschen Empfinden entsprangen.

Hans Schwenkel war ein Mann der Wissenschaft; aber mehr als das: er war ein Mann der Tat, ein Kämpfer. Er hat in seinem 1938 erschienenen Buch „Grundzüge der Landschaftspflege“ wissenschaftliches Neuland erschlossen; er hat in zahlreichen Veröffentlichungen alle einschlägigen Probleme erörtert. Aber er hat nicht wissenschaftlich gearbeitet um des Theoretisierens willen, er wollte seine Erkenntnisse für die Praxis nutzbar machen; das war ihm ein Herzensanliegen, das vielleicht am schönsten und sichtbarsten in seinem Buch „Der Friedhof auf dem Lande“ (1955) zum Ausdruck kommt. In besonderem Maße galt Schwenkels Kampf der Verschandelung von Natur und Landschaft durch menschliche Eingriffe der mannigfaltigsten Art – die vielen Aufsätze in der „Schwäbischen Heimat“ zeugen davon. Er hat es wiederholt ausgesprochen, daß der Schwäbische Heimatbund in noch größerem Umfange die Versündigungen gegen die Gebote des Naturschutzes und der Heimatpflege durch Beiträge in seiner Zeitschrift und durch Vorstellungen bei den zuständigen Behörden bekämpfen sollte, und er hat es immer bedauert, daß nicht Mitglieder aus allen Teilen des Landes in größerer Zahl dem Bund durch entsprechende Nachrichten die Möglichkeit zu solcher Betätigung verschaffen.

Hat Hans Schwenkel schon bei der Gründung der „Schwäbischen Heimat“ Pate gestanden, so hat er die Arbeit der Zeitschrift vom ersten Heft an ganz entscheidend mitgetragen. Es gibt bis heute kaum ein Heft, in dem er nicht mit einem wichtigen Beitrag vertreten wäre. Für diesen unschätzbarsten Dienst danken ihm mit den Herausgebern die Leser unseres Blattes über das Grab hinaus. „Wachet und kämpft!“ ruft uns sein Vorbild zu. Seien wir dessen eingedenkt, wenn seine starke Persönlichkeit mahnend und verpflichtend vor unserem Auge steht!

Oskar Rühle



1. Im Schloßhof aufgehäufter TrümmerSchutt, besiedelt von Götterbaum (rechts) und Robinie (links) 1947. Bäume also höchstens drei Jahre alt

Aufnahme Frohnmeyer

Von der TrümmerSchuttflora der Umgebung des Stuttgarter Neuen Schlosses

Von Wilhelm Kreb

Bei dem sich so erfreulich rasch abspielenden Wiederaufbau des zerstörten Stuttgarter Stadtcores hat sich das Neue Schloß und seine nächste Umgebung auffallend lang zurückgehalten. Schuld daran ist bekanntlich die Tatsache, daß die Entscheidung über die Verwendung des Schlosses sehr spät, erst Ende 1956 fiel. Vorteil aus dieser bedauerlichen Sachlage hat die Pflanzenwelt gezogen. Sie hat über die ganze Stuttgarter TrümmerSchuttfäche sehr rasch einen wohltuenden grünen Schleier gebreitet, aus dem aber der Wiederaufbau bald Stück um Stück herausschnitt. Hier dagegen konnten sich die Besiedler zum Teil schon über zehn Jahre weitgehend ungestört entwickeln. Sogar die Bäume und Sträucher, die der menschlichen Gegenwirkung gewöhnlich zuerst zum Opfer fallen, fanden Duldung. Natürlich nicht gleichmäßig auf der ganzen Fläche. Der außerhalb der Ruinen liegende Schutt wurde bei der allgemeinen Entrümmerung im Laufe von drei bis vier Jahren abgetragen, das Neue Schloß auch im Inneren gesäubert. Wie rasch in ihm die Besiedlung eingesetzt hatte, zeigt eine Aufnahme aus dem Jahr 1947

(Abb. 1). Ebenso wurden die mächtigen Schutthügel des Schloßhofs, der zunächst das bei der Räumung der Straßen anfallende Material hatte aufnehmen müssen, bald wieder entfernt und dadurch der kräftig einsetzende Bewuchs mit Stumpf und Stiel vernichtet (Abb. 1). Dagegen blieben verschiedene Ruinen zwischen Schloß und Neckarstraße, die Gesindehäuser, ein Teil der Akademie, längere Zeit auch die Hofbibliothek, von denen nur die Außenmauern übriggeblieben waren, unberührt. Heute füllt sie ein dichter Strauch- und Baumwuchs aus (Abb. 2). Seine Zusammensetzung ist für den Botaniker von Wichtigkeit. Es zeigt sich, daß der Wald, der einst das ganze Stuttgarter Gebiet bedeckt hatte, die Lockerung des menschlichen Einflusses rasch zu einem Versuch benutzte, das ihm entrissene Gebiet wieder zu erobern. Die Waldbestände der Umgebung sandten schon im ersten Jahr nach der Zerstörung Vorposten in das herrenlose Neuland herein. Es sind vorwiegend Arten, die mit Hilfe ihrer geflügelten Samen im heutigen Wald Lücken, die durch Sturm, Feuer, aber auch durch die menschliche Axt entstehen, zu schließen



2. Das Innere der Ruine der Hofbibliothek ist schon 1950 dicht von Sträuchern und Bäumen besiedelt. Rechts Salweide, links Fliederspeer

Aufnahme Kreh

pflegen und die hier einen Vorwald erzeugen, der dann durch schrittweise Einwanderung minder beweglicher Arten in den normalen bodenständigen Wald übergeht. Unter den Sträuchern ist der häufigste dieser Windwanderer die Salweide (*Salix caprea*, Abb. 2), deren Blütenstände bekanntlich als Palmkätzchen hochgeschätzte Frühlingsboten darstellen. Schon in den ersten Jahren nach der Zerstörung stellte sie sich in erstaunlicher Menge ein. 1949 zählte ich bei der Hospitalkirche auf einer Fläche von etwa 6 Hektar 1058 Pflanzen. Für die rund 4 qkm umfassende Gesamttrümmerfläche ergäbe dies, gleiche Besiedlungsdichte vorausgesetzt, 60 000 Sträucher. Palmkätzchen hatten in Stuttgart einige Jahre lang ihren Seltenheitswert verloren. Heute ist die Zahl dieser Sträucher durch den Wiederaufbau stark zusammengeschrumpft. Immerhin fehlen sie kaum einem der noch vorhandenen Trümmertrümmerschuttflächenreste. In den genannten Ruinen haben sie sich mächtig entwickelt und eine Höhe von 4–5 m erreicht. Unter den Bäumen der Trümmertrümmerschuttvegetation herrscht die wandertüchtige und raschwüchsige Birke. Bei ihrer Anspruchslosigkeit gedeiht sie auch auf feinerde-ärmstem Untergrund. Das zeigt besonders deutlich ein Baum, der sich auf dem Balkon des Wilhelmspalasts – 5 m über dem Boden – angesamt und bis heute normal entwickelt hat (Abb. 5). Zur Birke gesellt sich häufig die Silberpappel, deren Samen zweifellos den stattlichen Mutterbäumen der Anlagen ent-

stammen. Wesentlich seltener ist die Zitterpappel, und vereinzelt tritt auch die Schwarzpappel auf. Der feuchte Untergrund des Stuttgarter Talkessels sagt diesen Bäumen offensichtlich sehr zu. Ebenfalls durch den Wind wird verbreitet eine Schlingpflanze, die Waldrebe (*Clematis vitalba*). Im Walde wird sie ihres üppigen Wuchers wegen kaum geduldet; hier kann sie sich ungehindert entfalten. An der Akademieruine in der Neckarstraße kann man beobachten, daß im Inneren Raumnot entstanden ist und daß die Rebe aus den Tür- und Fensterhöhlen förmlich herausquillt (Abb. 3). Neben dem Wind hat auch die Vogelwelt an der Besamung – wenn auch in viel geringerem Grad – mitgearbeitet. Unter den Sträuchern folgt der Salweide in der Häufigkeit der Holunder, der vor allem von der Amsel verbreitet wird. Nicht selten tritt auch eine in der Stuttgarter Umgebung sonst nicht häufige beerentragende Schlingpflanze auf, das Bittersüß (*Solanum dulcamara*). Zusammen mit der Waldrebe durchspinnt es den in den Ruinen entstehenden Wald oft in einer Weise, daß ein Durchdringen für den Menschen kaum möglich ist. Diesen dem einheimischen Wald entstammenden Holzgewächsen haben sich nun häufig verschiedene Ausländer zugesellt, die bis dahin in Gärten und Anlagen ein bescheidenes, vom Menschen beaufsichtigtes Dasein geführt haben. Von den Bäumen ist unter diesen Gartenflüchtlingen am häufigsten der aus Ostasien stammende Götterbaum (*Ailanthus glandulosa*),



3. Die Waldrebe wächst aus den Tür- und Fensterhöhlen des Akademiegebäudes an der Neckarstraße heraus. 1956

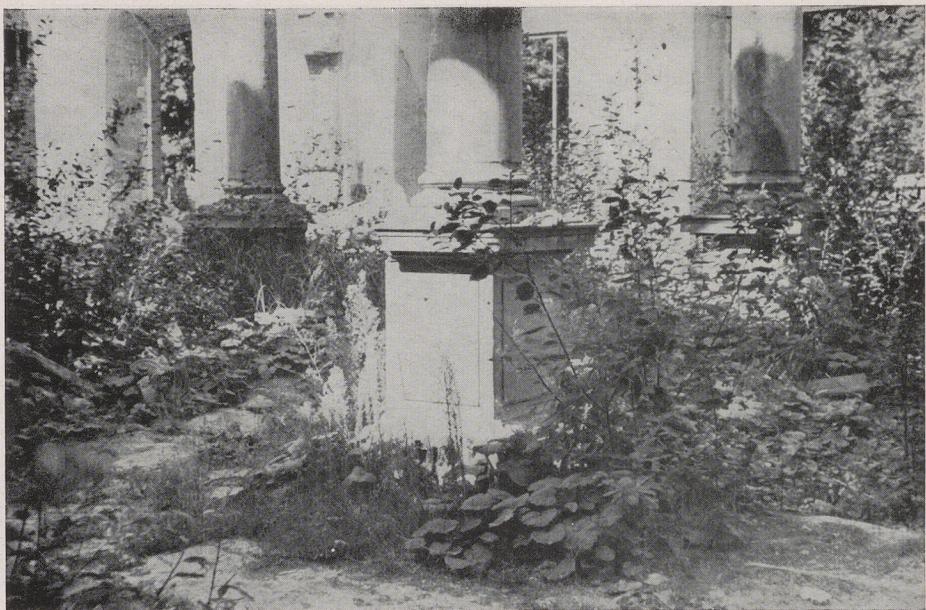
Aufnahme Frohnmeyer

der seiner schattenspendenden Krone wegen in Stuttgart öfters auch als Alleebaum gepflanzt worden ist. Seine stattlichen, an Fliederpalmen erinnernden Blätter haben eine hohe Schmuckwirkung. Das rasche Wachstum zeigt Abb. 1, die bescheidenen Bodenansprüche Abb. 7. In wärmeren Ländern, z. B. schon in Südtirol, ist er längst in großem Umfang verwildert. Auf dem Trümmerhügel hat er nun auch bei uns in der Nähe von samenspendenden Mutterbäumen große Siedlungsinseln gebildet, die in wenigen Jahren zu regelrechten Hainen heranwuchsen. So z. B. an der Neckarstraße unterhalb des Theaters (Abb. 8). Leider wurde ein Teil dieser Bäume, anscheinend ohne dringenden Grund, 1956 abgeschlagen. Da sich der Baum aber stark durch Wurzelsprosse vermehrt, kann er, sofern nur sein Wuchsraum nicht überbaut wird, nur schwer ausgerottet werden. Eine andere starke Siedlungsinsel ging von einem an der Rotebühlkaserne wachsenden Baum aus.

Von ausländischen Sträuchern hat sich der ebenfalls aus Ostasien stammende Fliederspeer (*Buddleia variabilis*) auf dem Trümmerhügel geradezu stürmisch ausgebreitet, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England. Er stellt eine junge Gartenpflanze dar, die sich bei uns erst um die letzte Jahrhundertwende eingebürgert hat. Neben ihrer leuchtend blauroten Farbe zeichnen sich seine stattlichen Blütenrispen durch einen starken Honigduft aus, der von Insekten vor allem die Schmetterlinge anzieht. Bei der Besiedlung der Umgebung des Neuen

Schlosses hat sich der Strauch etwas zurückgehalten; sehr häufig ist er dagegen auf dem Vorgelände des Hauptbahnhofs, bei der Liederhalle, der Technischen Hochschule und an anderen Orten, heute allerdings weitgehend durch den Wiederaufbau verdrängt. Die wenigen unberührt gebliebenen Trümmerhügelreste des Stuttgarter Ruinengebiets zeigen, daß es ohne die Auswirkung des Wiederaufbaus im Lauf von zehn Jahren von einem dichten Buschwald besiedelt worden wäre, gekennzeichnet durch das Vorherrschen der Birke und der Silberpappel in der Baumschicht, der Salweide und des Holunders in der Strauchschicht und durch eine in der Stärke schwankende Einstreuung ausländischer Kulturlüftlinge. Mit geringen vorwiegend klimatisch bedingten Abweichungen gilt dies auch für Ulm und Heilbronn, Pforzheim und Karlsruhe und gewiß auch für die anderen Ruinenstädte Mitteleuropas. Ein besonderes Gepräge hat Pforzheim durch das massenhafte Auftreten des Fliederspeers erhalten (Abb. 6).

Die Zerstörung der menschlichen Siedlungen durch den zweiten Weltkrieg stellt für den Botaniker ein gewiß unerwünschtes, aber doch sehr lehrreiches Besiedlungsexperiment großen Stils dar, das die Leistungsfähigkeit der Pflanzen in der Samenerzeugung und -ausbreitung in einem Umfang zeigt, wie von natürlichen Vorgängen höchstens ein Vulkanausbruch. Es läßt weiter erkennen, daß im Raum von Stuttgart (jährliche Regenmenge 67 cm!) wie in ganz Mitteleuropa der Wald jeder anderen Vegetationsart über-



4. Säulensaal des Neuen Schlosses 1947, also im dritten Jahr nach der Zerstörung.
Besiedelt von Salweide, Birke und Huflattich

Aufnahme Frohnmeyer



5. Birke auf dem Balkon des Wilhelmspalastes
5 m über dem Boden. 1956

Aufnahme Frohnmeyer

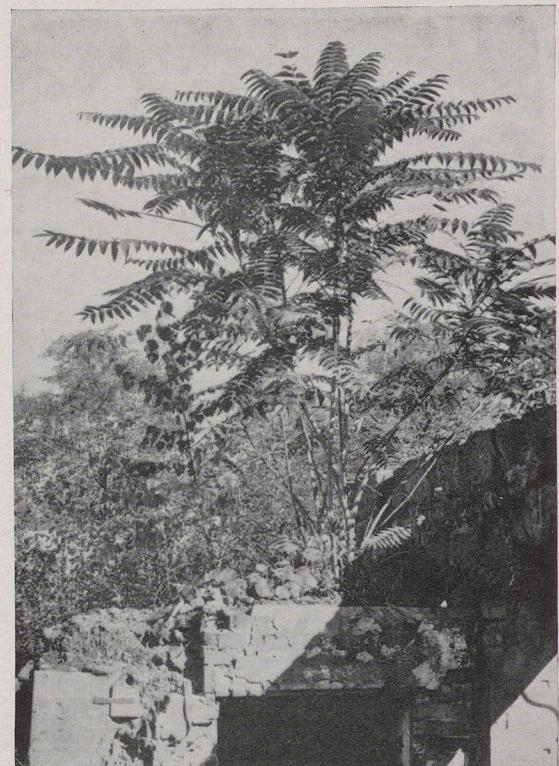


6. Der Fliederspeer wächst aus der Türhöhle einer
Ruine heraus. Pforzheim 1951

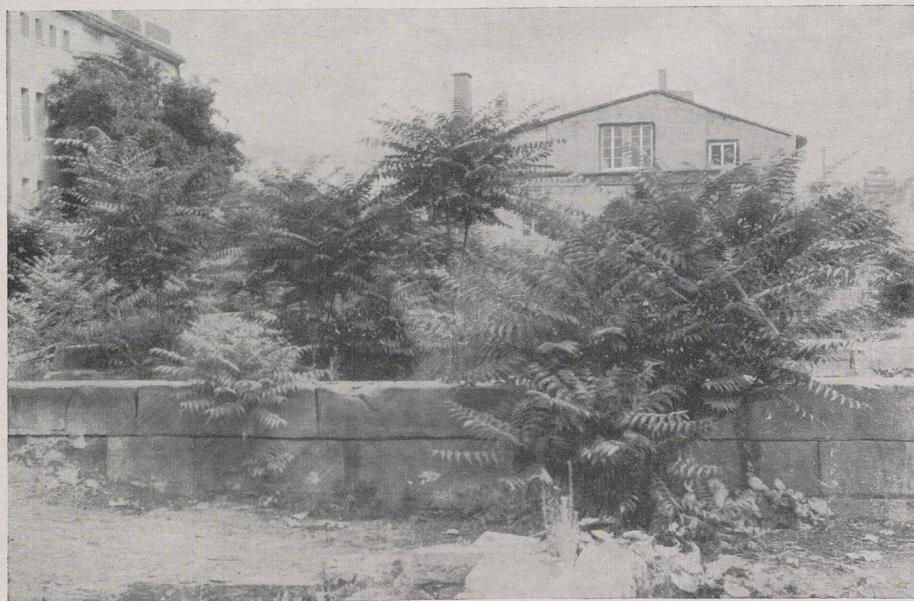
Aufnahme Frohnmeyer

legen ist und daher die ganze große Neulandfläche erstaunlich rasch besetzen kann. Daß er dabei eine ganz neuartige, seither noch nicht festgestellte Zusammensetzung annimmt, legt der Forschung allerhand Fragen vor.

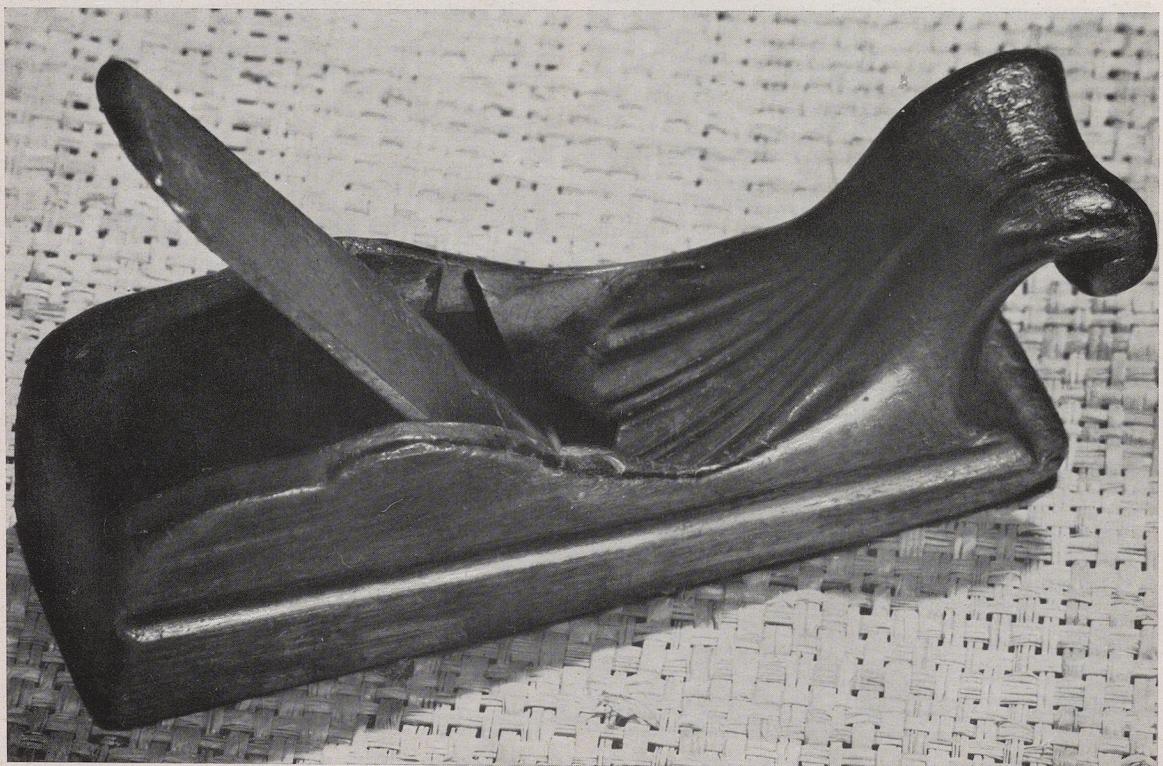
Was sich als Auswirkung des zweiten Weltkrieges in unserer Heimat abgespielt hat, stellt in der Menschheitsgeschichte keinen erstmaligen Vorgang dar. Nicht immer ist der Zerstörung der Siedlungen ihr Wiederaufbau gefolgt. In Mittelamerika, in Indien und anderen Ländern sind prächtige Paläste und Tempel seit Jahrhunderten vom Urwald überwuchert. Heute, wo eine Wasserstoffbombe an zerstörender Kraft alle im Krieg auf Deutschland niedergegangenen Sprengbomben übertrifft, droht auch bei uns nicht bloß den Siedlungen, sondern auch den Siedlern völlige Vernichtung. Den Bäumen, die im Herzen einer dichtbesiedelten Großstadt auf deren Trümmern Fuß fassen konnten, kommt dadurch für das heranwachsende Geschlecht eine wichtige Aufgabe zu. Sie können ihr als Mahn- und Warnmale dienen. Die gärtnerische Gestaltung der Umgebung des Neuen Schlosses steht heute noch offen. Ob es wohl den Baumeistern möglich ist, den einen oder anderen dieser Bäume dauernd in das neue Bild einzufügen? Vielleicht darf sogar die Birke auf dem Balkon des Wilhelmspalastes weiterleben?



7. Götterbaum auf Kellergewölbe einer Ruine beim Alten Schloß. 1950 Aufnahme Kreh

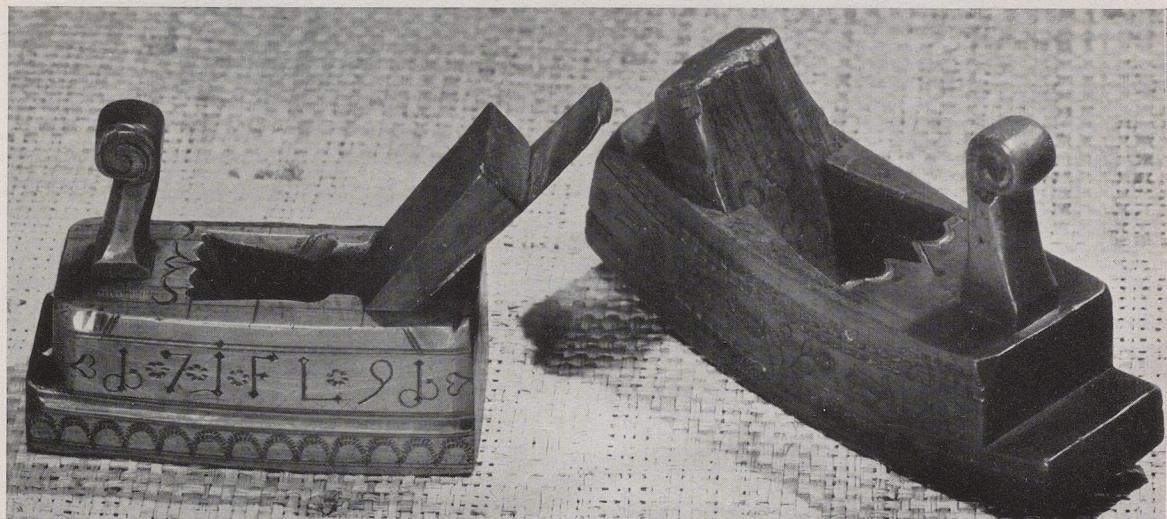
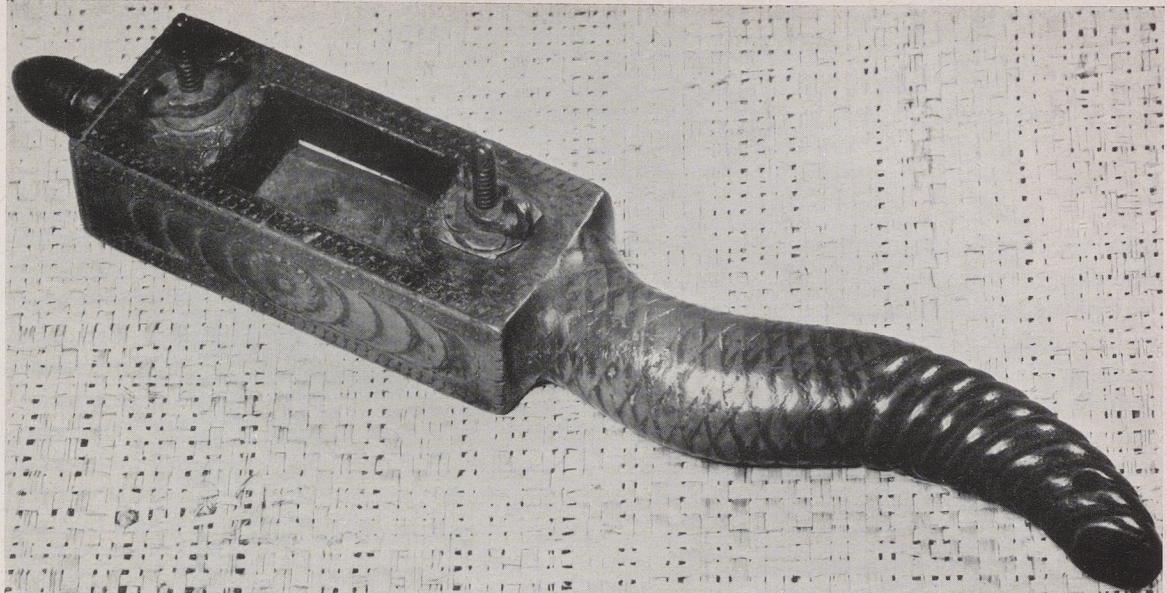


8. Götterbaumhain im Ruinengebiet an der Neckarstraße unterhalb des Theaters. 1955
Aufnahme Frohnmeyer



Alte Ulmer Hobel aus dem 18. Jahrhundert

Aufnahmen Dieter Brinzer



Als der Großvater die Großmutter nahm ...

oder noch viel früher war ein Handwerkszeug nicht nur zweckmäßig, sondern auch schmuck- und ziervoll. Wir heute empfinden schon die Zweckmäßigkeit als schön, frühere Zeiten dachten darüber anders. Betrachten wir nur einmal die alten Hobel! Feine Zierleisten schmücken sie, ein Monogramm ist sorgfältig in das Holz gegraben und auch die Jahreszahl ist nicht vergessen. Das Holzsabzeisen hat sogar fast etwas Tierhaft-Lebendiges an sich. Das Werkzeug, mit dessen Hilfe man eine schöne Arbeit leisten wollte, sollte selbst auch nicht nur nüchtern und sachlich sein. Taucht nicht beim Anblick dieser Werkzeuge auch der Handwerker vor uns auf, der dieses „Instrument“ benützte? Sehen wir nicht, wie er sich liebevoll und bedächtig über ein Stück Holz beugt, hier einen

kräftigen, dort einen zarten Hobelstrich tut, bis sich alles zu seiner Zufriedenheit gestaltet. Ein wenig plump wird es manchmal freilich, ein wenig verspielt auch oft, aber warum auch nicht? Es haftet dadurch diesen Dingen von früher so viel Persönliches an. Man arbeitet nicht mehr mit diesen alten Werkzeugen, sie stehen in den Museen hinter Glas und wir beschauen sie uns, ein bißchen gerührt, vielleicht auch ein wenig neidisch, weil es einmal Zeiten gab, die in sich geschlossen genug waren, um auch dem Handwerkszeug einen Schmuck zu geben. Und wollen wir ihre unaufdringliche Mahnung über hören: daß im Leben nicht nur der Zweck wichtig ist, sondern auch die Schönheit Platz haben muß, ja, daß man beides sehr glücklich miteinander verbinden kann.

Lore Sporhan-Krempel

Professor Rudolf Yelin

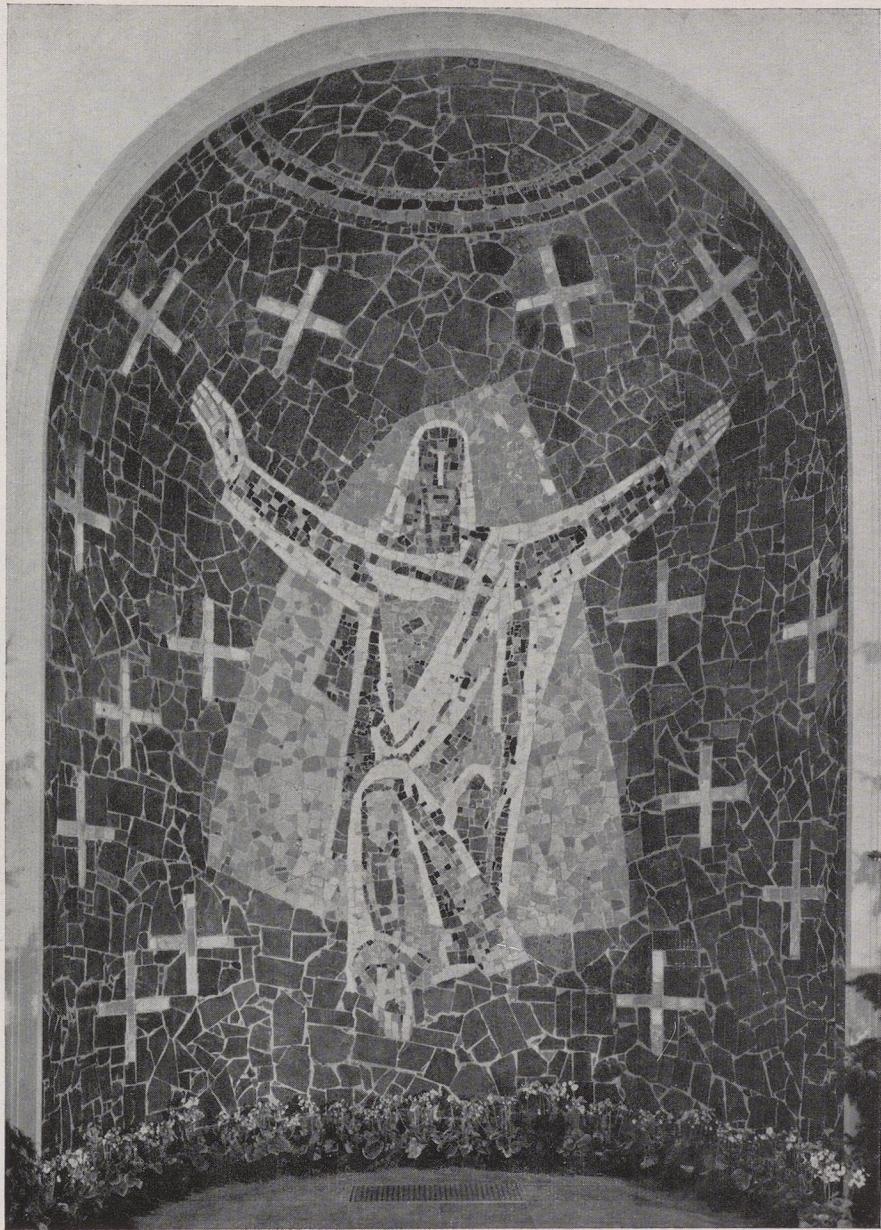
und seine Klasse für Glasmalerei und Mosaik an der Stuttgarter Akademie

Von Hans Fegers

Beim Wiederaufbau der Stuttgarter Akademie nach dem Kriege wurde innerhalb der Abteilung Malerei auch eine Klasse für Glasmalerei und Mosaik eingerichtet und der Maler Rudolf Yelin als Leiter dieser Klasse an die Akademie berufen. Damit wurde erstmals die künstlerische Gestaltung der Wand mit ihr fest verbundenen Materialien eine spezielle Lehraufgabe im Unterrichtsprogramm der Akademie. Es ist überraschend, daß eine solche Klasse in Stuttgart erst jetzt eingerichtet wurde. Hier waren nämlich schon vor dem ersten Weltkriege, zu einer Zeit also, als das Tafelbild noch allgemein das bevorzugte Feld künstlerischer Betätigung und deshalb an den Kunstschulen in den Abteilungen für Malerei auch beinahe ausschließliche Lehraufgabe war, fruchtbare Ansätze für eine Wandmalerei vorhanden, die den Historismus und naturalistisch gefärbten Klassizismus, die sich in der Wandmalerei besonders zäh behaupteten, aus einer neuen Formgesinnung heraus zu überwinden trachtete. Diese Ansätze wurden im wesentlichen durch Adolf Hözel und Theodor Fischer initiiert und durch ihre künstlerische und pädagogische Tätigkeit auch wirksam gefördert. Es kennzeichnet jedoch die künstlerische Situation zwischen den beiden Weltkriegen, daß diese erfolgversprechenden Ansätze zumindest lehrmäßig nicht weiter verfolgt wurden, daß aber auch sonst die Bemühungen um eine überzeugende Wandmalerei, d. h. um eine der modernen Architektur entsprechende künstlerische Gestaltung der Wand vereinzelt blieben. Dabei hätte es doch eigentlich nahe liegen müssen, daß sich Architekten und bildende Künstler zu gemeinsamer Arbeit am Bau zusammenfanden, da doch gerade Maler an der Überwindung des Historismus auch in der Architektur und am Werden und Wachsen einer neuen Architekturgesinnung hervorragend beteiligt waren.

Doch seit dem letzten Kriege hat sich die Situation gründlich geändert. Wir können allenthalben nicht nur ein verstärktes Interesse für diesen Bereich der künstlerischen Tätigkeit feststellen, sondern durch den Neu- bzw. Wiederaufbau vieler Kirchen, Rathäuser, Schulen, Theater, Konzerthallen u. a. öffentlicher Gebäude, aber auch von Verwaltungsbauten, Gemeinschaftsräumen in Fabriken usw. sind in einem

erfreulichen Umfange auch wieder Aufgaben für die Wandmalerei da – nur sind nicht immer die Künstler da, die solche Aufgaben auch im Sinne wirklicher Monumentalmalerei bewältigen können. Wenn also heute an den Akademien nicht nur die Wandmalerei im überlieferten Sinne, sondern ganz allgemein eine Raumgestaltung mit malerischen Mitteln in das Lehrprogramm einbezogen wird, so entspricht das einem vorhandenen Bedürfnis. In Stuttgart wurde nun für diese Aufgabe mit Rudolf Yelin ein Künstler berufen, der außer über eine große künstlerische Erfahrung vor allem auch über umfassende handwerkliche Kenntnisse und die erforderlichen technischen Einsichten verfügt, die für diese Lehraufgabe unabdingbare Voraussetzung sind. Denn schließlich handelt es sich bei den verschiedenen Wandtechniken nicht um rein handwerkliche Praktiken, die neben dem künstlerischen Studium erlernt werden können, sondern der handwerkliche Vorgang ist bei allen künstlerischen Gestaltungsweisen der Wand genau so wie bei der Tafelmalerei und den verschiedenen graphischen Techniken Teil der künstlerischen Leistung selbst, ist nicht davon zu trennen, ja schon die Entscheidung darüber, welches Material bei dieser oder jener Aufgabe angemessen ist, ist eine künstlerische Entscheidung ersten Ranges. Deshalb konnte eine Klasse, in der bevorzugt Kräfte für solche Aufgaben herangebildet werden sollen, auch nicht einfach mit einem guten Maler besetzt werden, sondern es mußte ein Künstler sein, der Sinn dafür hat, daß ein Wandbild etwas anderes ist als ein vergrößertes Tafelbild, daß ein Wandbild selbst zur Wand werden muß, daß in einem Wandbild und Mosaik oder Fenster aus farbigem Glas die Gesetze der Wand herrschen müssen – und die sind eben grundsätzlich andere als die Kompositionsgesetze der Tafelmalerei, die sich auf eine eigene, durch den Rahmen des Bildes begrenzte Welt beziehen. Wenn im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Wandmalerei, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, künstlerisch allen Rang verlor, obwohl in eben demselben Jahrhundert eine unvorstellbar große Zahl von Wandbildern gemalt wurde, so lag das nicht zuletzt gerade daran, daß das Empfinden für das gestalterische Wesen des Wandbildes verloren gegangen war und vergrößerte Tafel-



1. Apsis in der Totenkapelle des Stuttgarter Waldfriedhofs

bilder oder überdimensionierte Illustrationen auf die Wand gemalt wurden, die zur Wand und zur Gestalt des Raumes, in dem sie sich befanden, keine überzeugende Beziehung hatten.

Wie zu allen Zeiten muß sich die Wandmalerei auch heute wieder mit der Architektur auseinandersetzen. Die heutige Architektur ist allerdings, das darf wohl festgestellt werden, nicht immer sehr bildfreudig. Wenn jedoch der bildende Künstler aufgerufen wird, einem kirchlichen Raum im Sinne seiner Bestimmung

durch ein Bildfenster oder Wandbild, eine Plastik oder ein Relief eine feierlich ernste Note zu geben – er kann damit gleichsam zum Mitvollzieher des Religiösen werden – oder wenn er einen festlichen Raum mit seinen gestalterischen Möglichkeiten erhöhen und bereichern oder ihm mit seinen bildnerischen Mitteln überhaupt erst einen festlichen Charakter verleihen soll, dann muß er sich eingehend mit diesem Raum auseinandersetzen, muß die vielen Komponenten, die einen solchen Raum bestimmen,



2. Kreuzigung. Ausschnitt aus dem mittleren Chorfenster der evangelischen Kirche in Mannheim-Feudenheim

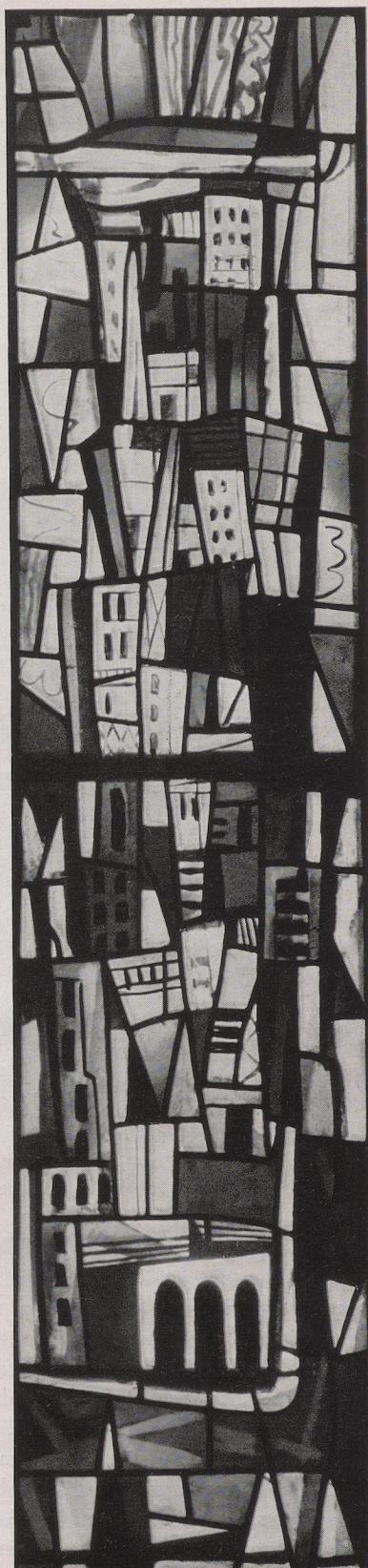
für seine Arbeit berücksichtigen, muß entscheiden, wo er was mit welchen Mitteln am wirksamsten realisieren kann, muß an die Beleuchtung des Raumes und die Sichtbarkeit seiner Bildformen denken, muß aber auch daran denken, daß er sich mit seiner Arbeit dem Raum einordnet und sich nicht selbsttherrlich in den Vordergrund schiebt – kurz, er muß sich in den Raum einfühlen oder, wenn er eine Außenarchitektur durch ein Bild oder Zeichen sinndeutend bestimmen oder

auch nur bereichern soll, sich mit dem Bauwerk selbst und dem ihm zugehörigen Platzraum befassen und die bildnerischen Möglichkeiten den Gegebenheiten und Erfordernissen anpassen. Der Künstler, der für den Raum und am Bau arbeitet, ist nicht frei wie der Tafelbildmaler, der sich seine eigene Welt schaffen kann; er ist immer an das Bauwerk und die dieses bestimmenden, aber auch wiederum durch das Bauwerk bestimmten Gesetze gebunden.

Rudolf Yelin hat sich schon früh, auch unter dem Einfluß des Schaffens seines Vaters, und mit überzeugender Konsequenz für die künstlerischen Aufgaben am Bau entschieden. Er begann seine Studien an der hiesigen Kunstgewerbeschule, arbeitete dann einige Jahre in der Werkstätte für Glasmalerei V. Saile und besuchte im Anschluß an diese handwerkliche Ausbildung die Stuttgarter Akademie, wo er Schüler von Arnold Waldschmidt, Christian Landenberger und Heinrich Altherr war. Das entscheidende künstlerische Erlebnis seiner Studienjahre war der Expressionismus, der seine Grundhaltung auch entscheidend bestimmt und geprägt hat. Und das ist nicht zufällig, denn der Expressionismus hat aus seiner anti-illusionistischen Gesinnung heraus und durch die starke Betonung des Ausdruckswerts der Farben auch neue Möglichkeiten für eine wieder wirklich künstlerische Gestaltung der Wand angebahnt, die Yelin richtig erkannte und selbstständig weiterentwickelte. Wenn einige seiner früheren Arbeiten noch eine leicht illustrative Note zeigen, so bekunden die kirchlichen Arbeiten der 30er Jahre schon den unbedingten Willen, die durch das religiöse Thema geforderte und bestimmte Ausdrucksgebärde der Figuren mit den Erfordernissen der Wand zu vereinen und die figürliche Darstellung zum eindrucksvollen, den Raum bestimmenden Zeichen zu formen. Yelin hat sich bevorzugt, wenn auch keineswegs ausschließlich, mit Aufgaben im kirchlichen Raum befaßt, hat Wandbilder in den verschiedensten Techniken, Mosaiken und Glasfenster geschaffen, Teppiche und Paramente entworfen und oft mit dem Architekten zusammen die künstlerische Ausstattung des Kirchenraums bis zur Farbgebung beraten. Es kann hier nun nicht unsere Aufgabe sein, einen umfassenden Überblick über alle diese Arbeiten, die im ganzen südwestdeutschen Raum verstreut sind, zu geben oder die sich in ihnen abzeichnende künstlerische Entwicklung nachzuzeichnen. Wir müssen uns hier auf einige wenige Beispiele beschränken, die allerdings so ausgewählt wurden, daß sie nicht nur eine Vorstellung von der Art und dem Umfang seines künstlerischen Schaffens, sondern auch von den darin wirksam werdenden Grundlagen seiner Lehrtätigkeit zu geben vermögen.

Für die Kapelle des Stuttgarter Waldfriedhofs hat der Künstler das in Abb. 1 wiedergegebene Apsismosaik geschaffen. Das dunkle Schiefergrau der Apsirundung mit den hellen Kreuzen darin und die in

3. Der babylonische Turm. Ausschnitt aus einem Chorfenster der evangelischen Kirche in Ebersbach





4. Der Engel mit dem Flammenschwert. Ausschnitt aus einem Chorfenster der evangelischen Kirche in Mannheim-Feudenheim

grau-gelber Zeichnung gegebene Gestalt auf der roten Dreiecksfläche, die die zeichenhafte Wirkung der Christusgestalt eindrucksvoll unterstreicht, verleihen dem hellen, einfach gehaltenen Kapellenraum eine ernste Note. Die unterschiedlich großen Steinstücke, aus denen das Mosaik aufgebaut ist, geben der Apsiswand eine eigenartig belebende Struktur, die sie von den indifferent bleibenden übrigen Wänden deutlich unterscheidet und zusammen mit der Farbwirkung und der den ganzen Raum umfassenden Ausdrucksgebärde der Gestalt Christi zum herrschenden und

bestimmenden Zentrum macht. Wie die ausgebreiteten Arme an den Kreuzestod erinnern, zugleich aber auch die Überwindung des Todes und das sieghafte Emporsteigen aus dem Grabe zum Ausdruck bringen, so leuchtet auch das Rot verheißungsvoll aus der dunklen Apsisnische heraus, und die hellen Kreuze in dem schwarzgrauen Grund sind nicht mehr nur Erinnerungszeichen für den Tod Christi, sondern leuchten wie Sterne am nachtblauen Himmel. Der Künstler hat es in feinsinniger Weise verstanden, die einer Totenkapelle angemessene ernste Würde zu

betonen, zugleich aber auch etwas Tröstliches in dieser Welt des Todes erscheinen zu lassen, das unter Hinweis auf die christliche Heilsgewissheit bei aller Trauer und Todesnähe auch etwas Versöhnliches hat. In der Stuttgarter Rosenbergkirche hat Yelin die Chorwand ebenfalls mit einem großen Steinplattenmosaik gestaltet (Abb. auf dem Umschlag). Die Aufgabe war hier dadurch besonders kompliziert, daß aus akustischen Gründen perforierte Platten auf Hohlräume gesetzt werden mußten, die der Künstler, um ihre gegebene graphische Wirkung zu nutzen, zur Strukturierung der Wand mitverwendete. Beherrscht wird der Chor von der machtvollen Gestalt des Pantocrators, der thronend und mit segnend erhobener Hand in einer mit goldenen Sternen durchsetzten blauen Mandorla erscheint. Der Künstler hat bewußt eine symmetrische Komposition vermieden, auch mit Rücksicht auf den Orgelprospekt, der in die Chorwand übergreift. Eine Gruppe von stehenden Engeln rechts neben der Mandorla nimmt die Vertikale der Orgelpfeifen auf, die Gruppe der schwelenden Engel auf der anderen Seite bildet das horizontale Gegen gewicht dazu. Auf diese Weise entsteht eine zwar spannungsvolle, aber doch ausgeglichene Komposition, deren großartige Ruhe und erhabene Würde auf die ganze Wand überstrahlt und ihr einen hoheitsvollen Charakter verleiht. Ebenso wie bei dem Apsismosaik in der Friedhofskapelle hat auch hier der Künstler jede illusionistische Wirkung ausgeschlossen. Die Figuren sind der Wand fest eingebunden, sie bestehen sichtbar aus denselben Materialien, aus denen auch die ganze Wand besteht, das Bild wird so selbst zur Wand und läßt nicht einmal mehr die Vorstellung von plastisch oder räumlich gemeinten Formen aufkommen. Die Zeichnung ist großzügig vereinfacht und alles Körperliche in flächen gebundene Formen verwandelt, die dadurch die ein dringliche Wirkung von etwas Zeichenhaftem bekommen, ohne daß das Bewußtsein von der monumentalnen Größe der Gestalt jedoch beeinträchtigt wird. Die farbigen Steine haben hier somit gleichzeitig eine Struktur- und eine Bildaufgabe. Schon diese, für die künstlerische Wirkung wesentliche Tat sache unterscheidet eine solche Mosaikwand grund legend von den aus kleinsten Glas- oder Steinwürfeln gebildeten Mosaiken vor allem des 19. Jahrhunderts, bei denen die Künstler sich auf Grund der reichen Farbskala oft verführen ließen, regelrechte Mosaik gemälde an die Wand zu bringen, wobei sie allerdings den Wandcharakter des Bildes völlig zerstörten. Das großflächige Mosaik dagegen unterstreicht den Wand charakter und erhöht auch die Wirkungskraft der auf



5. Wilhelm Saile:
Der Engel mit dem Mühlstein. Ausschnitt aus dem
Apokalypse-Fenster der Stuttgarter Stiftskirche

wenige Töne beschränkten Farben im Raum, da sich hier jede Farbe in ihrer Leuchtkraft voll entfalten kann.

Das gilt auch für die farbigen Bildfenster, die Yelin geschaffen hat. In der Evangel. Kirche in Mannheim Feudenheim leuchten seine drei großen Chorfenster auf Grund der überaus glücklich gewählten und in ihrer Wirkung sich gegenseitig steigernden Farben geheimnishaft auf und verleihen dem ganzen Raum eine feierlich sakrale Würde. Das breitere Mittelfenster enthält in runden Medaillons Kreuzigung und



6. Hans-Gottfried von Stockhausen: Der gute Hirte. Ausschnitt aus einem Chorfenster des Ulmer Münsters

Auferstehung, in den schmaleren Fenstern rechts und links davon sind Szenen aus der Genesis und dem Leben Jesu dargestellt. Die Kreuzigung (Abb. 2) steht auf einem violettblau strukturierten Grund, von dem sich das in erregendem Grün strahlende Kreuz mit dem in braunen und hellen Tönen holzschnittartig klar durchgezeichneten Kruzifixus wirksam abhebt. Der Künstler hat alles illustrativ Beschreibende vermieden. Der in einem kleinen Rundmedaillon über dem Kreis mit der Kreuzigung erscheinende Kelch mit der Hostie, der optisch und inhaltlich die Verbindung zu der in dem großen Kreis darüber dargestellten Auferstehung herstellt, sowie das Opferlamm oben im Maßwerk unterstreichen deutlich die sakramentale Auffassung der Kreuzigung. Die beiden Gestalten rechts und links vom Kreuz ergänzen die Darstellung auch nicht zu einer Golgatha-Szene: der Apostel erscheint hier als der Bekenner, der Zeugnis ablegt für den Gekreuzigten und damit auf das Lehramt der Kirche weist, der Soldat dagegen vertritt die Macht, die das Urteil sprach, er verkörpert die Welt, der die Predigt der Kirche gilt. Die Farben, die die Dar-

stellungen des Fensters tragen, beziehen sich in einem auch deutenden Sinne auf diese: das dunkel glühende Violett auf die Kreuzigung, das herrlich aufstrahlende Rot auf die Auferstehung. Und diese Farben durchziehen, durchsetzt natürlich mit anderen Tönen, das ganze Fenster und bestimmen noch den Farbklang in den benachbarten Fenstern, haben also auch eine architektonische und eine Klangaufgabe.

Yelins Bildfenster leben jedoch nicht nur von der Farbe. Der Engel mit dem Flammenschwert (Abb. 4) und die Vision des Turmbaus zu Babel (Abb. 3), Details aus zwei verschiedenen Fenstern, zeigen den strengen Bau und die klar bestimmte Zeichnung seiner Figuren sowie das wirklich tektonisch bestimmte Ordnungsgefüge der neben- und übereinander geschichteten Farbflächen, die sich hier zur Vorstellung von einer hochgetürmten Stadt verdichten, ohne daß eine solche schildernd beschrieben würde. Rudolf Yelin hat auch in Innenräumen wie an Außenmauern eine ganze Reihe von Wandmalereien in den verschiedensten Techniken geschaffen, in denen sich dieselbe künstlerische Grundhaltung bekundet, die hier für seine Mosaiken und Glasfenster wenigstens andeutend erläutert wurde. Es mußte leider aus Raumgründen darauf verzichtet werden, eine dieser Arbeiten abzubilden, um auch den Lehrer Yelin zu Wort kommen zu lassen und von seinem Mitarbeiter Adolf Saile, der als technischer Lehrer an der Akademie tätig ist, und wenigstens von zweien seiner Schüler je ein Beispiel zeigen zu können. Die übersichtliche Ordnung seiner Kompositionen, die sicher beherrschte Zeichnung und das Vermögen, sich dem Raum einzurichten, sind zweifellos überzeugender Ausdruck für die künstlerischen Voraussetzungen für ein Lehramt. Aber Yelin hat auch die Fähigkeit, diese Voraussetzungen zu vermitteln, d. h. das, was im Bereich des Künstlerischen überhaupt gelehrt werden kann, an seine Schüler weiterzugeben. Und das ist eben Zeichnen, Komposition und das Gefühl für die Notwendigkeit der künstlerischen Einordnung in den architektonischen Zusammenhang. Doch der Unterricht beschränkt sich bei ihm nicht auf die Klasse, wo neben elementaren Kompositionsaufgaben und Naturzeichnen an zunächst noch vom Lehrer gestellten, dann vom Schüler selbst gewählten Aufgaben die Fähigkeit zur Entwurfsarbeit und die Sicherheit in ihr gefördert wird. Neben die Übungsaufgabe und theoretische Erläuterung tritt schon bald, durch entsprechende Übungen in der Werkstatt vorbereitet, die Arbeit am Bau selbst, die dann bei den fortgeschrittenen Schülern zur handwerklichen (natürlich bezahlten und deshalb gesuchten) Mitarbeit an den

Aufträgen des Lehrers wird, um allmählich zur selbständigen künstlerischen Arbeit überzuleiten. In Yelins Klasse ist der Schüler gehalten, alle Arbeiten selbst ausführen zu lernen. Was früher einmal weitverbreitete Übung war, nämlich einen Entwurf zu machen und die Ausführung einer Werkstätte für Glasmalerei oder für Mosaikarbeiten bzw. für dekorative Malerei zu überlassen, das ist hier verpönt. Yelin weiß aus eigener Erfahrung, was er dem Umgang mit handwerklichen Materialien und Techniken künstlerisch verdankt, welche Anregungen sie geben können und wie oft entscheidende Veränderungen des ursprünglichen Entwurfs noch während der Ausführung vorgenommen werden. Wie der Künstler Yelin bei der eigenen Arbeit an der Erhaltung der schöpferischen Freude und Beweglichkeit durch alle Stufen der Bearbeitung eines Entwurfs bis zur Fertigstellung im Material interessiert ist, so ist der Lehrer Yelin bemüht, seinen Schülern das Gefühl dafür durch ständigen und unmittelbaren Umgang mit den künstlerischen Werkstoffen und häufige Mitarbeit an praktischen Aufgaben zu vermitteln, und er weiß die künstlerischen und handwerklichen Einsichten bei seinen Schülern zu erweitern und zu vertiefen durch ein eingehendes Studium der alten Wand- und Glasmalerei und ernste Auseinandersetzung mit den heutigen Bemühungen und Leistungen auf diesen Gebieten. Doch Yelin ist zu sehr Künstler, um nicht zu wissen, daß das künstlerische Gelingen nicht nur vom gestalterischen Willen und einem durch Erfahrung bestimmten künstlerischen Intellekt abhängt; er weiß deshalb auch um die Grenzen, die seiner pädagogischen Arbeit gesetzt sind. „Ich kann meine Schüler zu einer guten handwerklichen Leistung erziehen, kann ihnen gewisse ästhetische Grundsätze vermitteln, die Gesetze des Bildbaus und der Farbkomposition. Der entscheidende Sprung zum Kunstwerk jedoch entzieht sich allen lehrbaren Maximen.“

Wirksam unterstützt wird Yelin bei seinen Lehraufgaben durch Adolf Saile, der sich in dem monumental empfundenen „Engel mit dem Mühlstein“ aus seinem Apokalypse-Fenster in der Stuttgarter Stiftskirche (Abb. 5) als ein Künstler von Rang erweist, ein Werk, das die gleiche künstlerische Gesinnung bekundet, die auch das Schaffen Yelins charakterisiert, und die deshalb die pädagogische Zusammenarbeit erfolgreich



7. Wolf-Dieter Kohler: Engel. Ausschnitt aus einem Fenster der Friedhofskapelle Bietigheim

sein lässt. Die Abb. 6 und 7 bringen Ausschnitte aus größeren Bildfenstern von zwei Schülern Yelins: Gottfried von Stockhausen und Wolf-Dieter Kohler. Beide zählen zu der ersten Schülergeneration, die gleich nach dem Kriege bei Yelin studierte. Sie haben sich inzwischen zu bekannten und, wie der Umfang der zumeist nach Wettbewerben ausgeführten Aufträge beweist, zu anerkannten Künstlern entwickelt, was sicherlich in erster Linie Ausweis ihrer Begabung ist, aber doch auch eine Bestätigung für die erfolgreiche pädagogische Bemühung ihres Lehrers darstellt. Beide seien hier gleichsam stellvertretend für die nach elfjähriger Lehrtätigkeit schon recht beachtliche Zahl von jungen Künstlern genannt, die aus Yelins Klasse hervorgegangen sind.

Es ist beabsichtigt, in weiteren Aufsätzen über andere Lehrer der Akademie und ihre Lehrtätigkeit zu berichten. Vgl. auch den Aufsatz des Verfassers über die Stuttgarter Akademie nach dem Kriege in Heft 4/1955.

Verbreitung und Entwicklung der landwirtschaftlichen Erbsitten in Baden-Württemberg

Von Helmut Röhm

Viele Sitten und Bräuche, die einst das soziale und kulturelle Gepräge der südwestdeutschen Landgemeinden bestimmt haben, sind nach dem zweiten Weltkrieg in erstaunlich kurzer Zeit dem Vordringen städtisch-industrieller Einflüsse zum Opfer gefallen. Dieser Wandel hat auch vor den landwirtschaftlichen Erbsitten nicht haltgemacht. Das in dieser Beziehung seit Jahrhunderten gültige Gewohnheitsrecht ist zwar – verglichen mit anderen Sitten – noch sehr lebendig. So fest wie noch vor 30 Jahren scheint es aber in der Mentalität der ländlichen Bevölkerung nicht mehr verankert zu sein.

Nach dem ersten Weltkrieg waren noch kaum Verschiebungen zwischen dem Verbreitungsgebiet der verschiedenen Erbgewohnheiten festzustellen. Frost¹ hat aus dieser Tatsache damals den Schluß abgeleitet, daß „so tief im ethischen Empfinden und wirtschaftlich Erforderlichen begründete, so alte und allgemein verbreitete und so stark in das Leben der ländlichen Bevölkerung eingreifende Sitten, wie die Erbsitten, ohne weiteres wohl überhaupt nicht geändert werden können.“ Inzwischen haben sich – zumindest im südwestdeutschen Raum, wo seit alters Anerbengebiete und Freiteilbarkeitsgebiete eng ineinander verzahnt sind – die Anzeichen gemehrt, daß weniger die herkömmliche Grundform der Vererbung als der bei der Betriebsübergabe gebräuchliche Erbmodus in den einzelnen Landschaften doch erhebliche Wandlungen über sich ergehen lassen mußte. Genauere Anhaltpunkte über Art und Umfang dieser agrarpolitisch und landeskundlich gleichermaßen interessanten Veränderungen ergaben sich aus einer vom Verfasser im Jahr 1953 eingeleiteten neuen Erhebung, deren Ergebnisse hier auszugsweise² wiedergegeben werden. Methodisch wurden bei dieser Untersuchung neue Wege beschritten, und zwar schon bei der Abgrenzung des Untersuchungsgebiets. Dadurch, daß früher grundsätzlich getrennte Ermittlungen in den alten Ländern „Württemberg“, „Baden“ und „Hohenzollern“ vorgenommen und die Verhältnisse in den jeweiligen Nachbarländern kaum berührt wurden, entstand ein verzerrtes Bild von der Entstehung und

Reichweite der landesüblichen Erbsitten. Sie werden viel stärker von den Lebenselementen der natürlichen Landschaft beeinflußt als durch politische Grenzen. Deshalb wurde die Erhebung des Jahres 1953 einheitlich im Gesamtgebiet des Landes Baden-Württemberg angesetzt, dessen Agrargeschichte aus gemeinsamen Quellen fließt.

Bei der Auswertung der Erhebungsunterlagen erwies es sich als zweckmäßig, nicht nur die zur Zeit tatsächlich gebräuchlichen Erbformen, sondern auch die jeweilige „Vererbungsgrundform“ der Gemeinden zu ermitteln. Dabei kann es sich entweder um die geschlossene Vererbung der landwirtschaftlichen Betriebe handeln, bei der herkömmlicherweise einem Erben von seinen Miterben das Recht zugestanden wird, den zur Übergabe anstehenden Betrieb – Land, Gebäude und Inventar – ungeteilt zu übernehmen und die Miterben in Geld abzufinden. Wo dagegen die Freiteilbarkeit als Vererbungsgrundform auftritt, steht den Erben das Recht zu, eine gleichmäßige reale Aufteilung des Landes und des Betriebsinventars unter alle Erben zu verlangen. Lediglich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude werden auch im Gebiet der Freiteilbarkeit fast regelmäßig einem Erben zugesprochen, der dafür „Gleichstellungsgelder“ an die übrigen zu bezahlen hat.

Die auf der beigefügten Karte eingezeichnete „Hauptgrenze zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit“ gibt die Reichweite der beiden Vererbungsgrundformen wieder. Diese Grenze stellt eine für Entwicklungsgeschichtliche Vergleiche wesentliche Orientierungslinie dar. Sie weist nämlich einerseits auf den Ursprung der in den beiden Hauptvererbungszonen später entstandenen Misch- und Übergangsformen hin, die sich zu einem Teil aus der geschlossenen Vererbung, zu einem anderen aus der Freiteilbarkeit heraus entwickelt haben. Zugleich läßt die „Hauptgrenze“ erkennen, wie weit Aufteilungstendenzen ins ursprüngliche Anerbengebiet und Formen einer geschlosseneren Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums ins Freiteilbarkeitsgebiet hinein vordringen.

Die Eigenart der in Baden-Württemberg auftretenden Misch- und Übergangsformen besteht entweder darin, daß die größeren Landwirtschaftsbetriebe geschlossen an einen Erben übergeben werden, während

¹ J. Frost: Aerbensitte und Realteilung. Ber. ü. Landw., N. F., Band XIV. Berlin 1931.

² Das Gesamtergebnis erscheint demnächst als Band 103 der „Forschungen zur Deutschen Landeskunde“.

in den kleineren alle Erben Land erhalten. Dieser Fall tritt weitaus am häufigsten in Gemeinden auf, in denen ursprünglich alle Betriebe geschlossen vererbt wurden. Die einstigen Freiteilbarkeitsgemeinden, die eine geschlossenere Betriebsübergabe anstreben, bevorzugen demgegenüber im allgemeinen einen gleitenden Übergang zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit. Dies wird dadurch erreicht, daß hier oft in allen Landwirtschaftsbetrieben heute der „Landwirt“ unter den Erben den größten Teil des väterlichen Betriebs erhält, während den „weichenden Erben“ nur noch eine Teilabfindung in Land gewährt wird. Interessanterweise tritt gelegentlich auch die Sonderform des „Stockgüterrechts“ in Baden-Württemberg in Erscheinung. Diese Erbform ähnelt insofern der eben beschriebenen Übergangsform, als auch in den Stockgüterrechtsgemeinden wenigstens der größte Teil des Betriebs an einen Erben übergeben wird. Nur handelt es sich im Verbreitungsgebiet des Stockgüterrechts bei dem geschlossen übergebenen Hauptteil um den Grundstock an Land, den der jetzige Übergeber bereits von seinem Vater geschlossen übernahm. Der Anteil, welcher an die weichenden Erben verteilt wird, besteht dagegen aus Grundstücken, die der jeweilige Betriebsinhaber während seiner Bewirtschaftungsperiode hinzugekauft hat. Nicht selten treten diese Misch- und Übergangsformen in ein und derselben Gemeinde nebeneinander auf.

Neben der „Vererbungsgrundform“ und der eigentlichen „Erbform“ wurde aber auch noch der zum Zeitpunkt der Erhebung in den Untersuchungsgemeinden gebräuchliche „Erbmodus“ festgehalten. Er gibt über die spezielle Ausprägung der einzelnen Erbformen Aufschluß, d. h. über die besonderen Begleitumstände der Betriebsübergabe. Dazu können gehören

eine durch das Herkommen bestimmte Anerbenfolge, also etwa die Bestimmung, daß der älteste Sohn, der jüngste Sohn oder aber der geeignete Erbe den Hof erhält,

Eigentums- oder Nutzungsverhältnisse von seiten der Altenteiler, durch die einzelne Grundstücke vorerst von der Übergabe an den Hoferben ausgenommen werden,

Landzuteilungen an aus dem Betrieb ausscheidende Töchter und andere weichende Erben bei ihrer Verheiratung oder bei der Erbauseinandersetzung, der wechselnde Zeitpunkt der Eheschließung bei den Betriebsübernehmern, die in manchen Gemeinden grundsätzlich erst bei oder nach der Betriebsübernahme, in anderen dagegen schon vorher heiraten, und

das Vorhandensein bzw. Fehlen von Nutzungsrechten an aufgeteilten Allmendflächen, die sich oft ebenfalls auf den Übergabemodus auswirken.

Entscheidend für den „Erbmodus“ jeder Gemeinde ist die Kombination, in der diese Merkmale auftreten. Die in dieser Form erstmals angewandte Erhebungs- und Auswertungsmethode hat sich bewährt und zu direkt vergleichbaren Ergebnissen für das gesamte Land Baden-Württemberg geführt. Neben einem Überblick über die weitgehende Differenzierung der landwirtschaftlichen Erbgewohnheiten erbrachte die Untersuchung vor allem auch neue Hinweise auf die engen Beziehungen, die offensichtlich zwischen der siedlungsgeographischen Grundstruktur des südwestdeutschen Raumes und den landwirtschaftlichen Erbformen bestehen.

Bis vor kurzem hatte man noch nicht einmal genaue Vorstellungen über die Verbreitung der landwirtschaftlichen Erbgewohnheiten in Südwestdeutschland. Das geht aus einem württembergischen Landtagsbericht vom Jahr 1930 hervor. Damals waren bei den Beratungen über das zur Diskussion gestellte württembergische Anerbengesetz sogar manche Abgeordnete der Ansicht, Württemberg sei „ein ‚klassisches‘ Freiteilbarkeitsgebiet mit nur geringem Vorkommen von Anerbensitze“. Nach den neuesten Untersuchungen – ihre Hauptergebnisse sind in der Übersichtskarte auf Seite 141 festgehalten – liegen die Dinge wie folgt: Von den insgesamt 3382 Gemeinden des Landes Baden-Württemberg weisen

1767 (52,2 v. H.) die Grundform der geschlossenen Vererbung,

1615 (47,8 v. H.) die Grundform der Freiteilbarkeit auf.

Im früheren Land Württemberg einschließlich Hohenzollerns liegen sogar 58 v. H. der Gemeinden im Anerbengebiet und nur 42 v. H. im Freiteilbarkeitsgebiet. Dadurch, daß die einstige Vererbungsgrundform teilweise abgewandelt wurde, findet man die eigentliche Realteilung heute sogar nur noch in knapp einem Drittel der Gemeinden. 40,5 v. H. der baden-württembergischen Gemeinden weisen geschlossene Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums auf. In nicht weniger als 26,7 v. H. der Gemeinden trifft man neuerdings Übergänge zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit an. Wie stark sich diese Misch- und Übergangsformen bei der Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums in den letzten drei Jahrzehnten ausgebreitet haben, läßt sich – wenigstens für das frühere Land Württemberg – durch einen Vergleich mit den Zeltnerschen Untersuchungen nachweisen. Er hat ums Jahr 1930 in

Württemberg insgesamt 130 Gemeinden mit Misch- und Übergangsformen zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit festgestellt³. Im Jahr 1953 waren es schon 503 Gemeinden.

Das baden-württembergische Freiteilbarkeitsgebiet ist also tatsächlich bei weitem nicht so ausgedehnt, wie man dies früher annahm. Allerdings darf man nicht übersehen, daß die Erbsitte der Freiteilbarkeit – sozial gesehen – trotzdem noch eine beachtliche Reichweite hat, weil die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe in den Freiteilbarkeitsgemeinden im Durchschnitt etwa doppelt so hoch ist wie in den Anerbengemeinden. Wenn man nach diesem Kriterium den Einflußbereich der Erbformen abgrenzt, ergibt sich für das Gesamtgebiet von Baden-Württemberg ein etwas anderes Bild. Von den Landwirtschaftsbetrieben liegen nämlich in Gemeinden mit

geschlossener Vererbung 116 772 (28,0 v. H.), in den

Freiteilbarkeitsgemeinden 183 450 (43,9 v. H.) und in

Gemeinden mit Misch- und Übergangsformen 117 280 (28,1 v. H.).

Obwohl in den Freiteilbarkeitsgemeinden Kleinbetriebe überwiegen, beweisen diese Zahlen, daß der Teil der Landbevölkerung, der den Gesetzen der Freiteilbarkeit unterliegt und diese in der Regel auch befürwortet, vermutlich doch noch erheblich größer ist als die landwirtschaftliche Bevölkerung der geschlossen vererbenden Gebiete.

Diese statistischen Daten vermögen die Bedeutung der verschiedenen Erbformen in Baden-Württemberg von der grundsätzlichen Seite her schon einigermaßen zu beleuchten. Das Verbreitungsgebiet der beiden Vererbungsgrundformen und der einzelnen Erbformen geht aus der beigefügten Übersichtskarte hervor. Sie zeigt, daß sich die „Hauptgrenze zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit“ im Westen des Landes um den größten Teil des Schwarzwaldmassivs herumzieht, beginnend am Hochrhein in der Gegend von Säckingen. Von hier aus verläuft sie am Südrand des Schwarzwalds entlang bis in die Gegend von Kandern, wo sie nach Norden abbiegt, um ziemlich genau dem Westabfall des Schwarzwalds bis in die Höhe von Bühl zu folgen. Im nördlichen Schwarzwald springt das Einflußgebiet der Freiteilbarkeit bis zum Ostufer der Enz vor, das bis in die Gegend von Pforzheim die Grenze bildet.

³ C. J. Fuchs, Zeltner und Heck: Die ländliche Vererbung in Württemberg und Hohenzollern. In: Sering-v. Dietze, Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes in der Nachkriegszeit, München-Leipzig 1930.

Dann geht die „Hauptgrenze“ nach Süden, etwa an der Nagold bzw. am Schwarzwaldostrand. Bei Horb stößt sie etwas nach Osten bis zum Neckar vor, dem sie in großen Zügen bis in den Raum Rottweil folgt. Allerdings weist die Grenze zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit in dem zwischen dem Schwarzwaldostrand und dieser Neckarlinie liegenden Bezirk starke Vorsprünge und Einbuchtungen auf; der tiefste Einschnitt reicht in westlicher Richtung bis Schramberg. Außerdem liegen in dem genannten Bezirk der geschlossenen Vererbung mehrere Freiteilbarkeitsenklaven, so daß die Erbform hier oft von Gemeinde zu Gemeinde wechselt. Von Schramberg aus zieht sich die Hauptgrenze über Rottweil, Villingen zum Ostrand der Baar und dann nach Süden bis zur Landesgrenze.

Im Westteil des Landes Baden-Württemberg gehört damit zum Einflußbereich der geschlossenen Vererbung

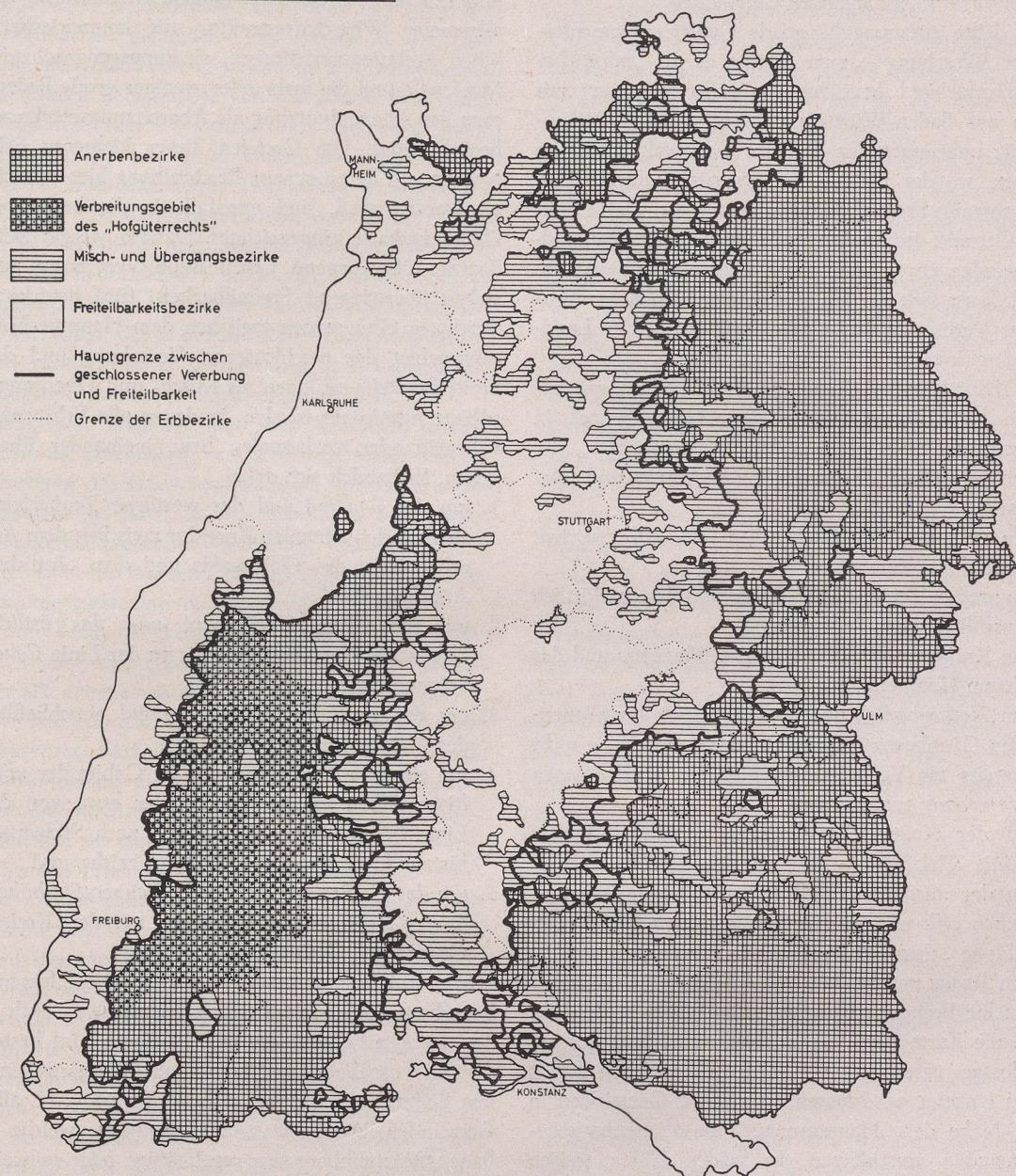
der ganze Schwarzwald mit Ausnahme des im äußersten Nordwesten liegenden Murg- und Albtalbezirks sowie einiger Gemeinden südlich von Pforzheim und nördlich von Lörrach bzw. Säckingen,

der größte Teil des östlichen Schwarzwaldvorlands im Raume Freudenstadt – Horb – Oberndorf – Schramberg,

zwei Drittel der Baar und der gesamte Klettgau.

Von der Baar aus steht dieses „westliche Anerbengebiet“ über die Baaralb und Hegaualb hinweg in Verbindung mit dem wesentlich ausgedehnteren „östlichen Anerbengebiet“. Seine Grenzen fallen nicht überall so eindeutig mit natürlichen Landschaftsgrenzen zusammen wie dies im Schwarzwald zum Teil zu beobachten ist. Das „östliche Anerbengebiet“ beginnt am Westende des Bodenses. Von hier aus geht die Hauptgrenze an Stockach vorbei nach Norden bis zur Hochfläche der Schwäbischen Alb, auf der sie in vielfach gewundener Linie nach Nordosten verläuft. Infolgedessen gehört die nördliche Hälfte der mittleren Alb (Kuppenalb) im großen und ganzen zum Freiteilbarkeitsbereich, die südliche Hälfte (Flächenalb) überwiegend zum geschlossen vererbenden Gebiet. Die Ostalb liegt ganz im Bereich der geschlossenen Vererbung, nachdem nördlich von Ehingen die Hauptgrenze zwischen den beiden Vererbungsgrundformen in nördlicher Richtung auf Göppingen zu abbiegt. Dann durchschneidet sie Schurwald und Welzheimer Wald, umfaßt die Backnanger Bucht – in ihr dominiert der Einfluß der geschlossenen Vererbung – und zieht über den Westrand der Schwäbisch-Fränkischen Waldberge weiter

Die Verbreitung der wichtigsten Erbformen
in Südwürttemberg 1953.



Bearbeitung: H. Röhm

nach Norden etwa bis zum Nordrand der Kocher-Jagst-Platten, dem sie – stets mit zahlreichen Ausbuchtungen – bis in den Taubergrund bei Mergentheim folgt. Östlich der Tauber nimmt sie wieder Nordrichtung an.

Zum „östlichen Anerbengebiet“ gehören damit, ab-

gesehen von kleineren Enklaven der Freiteilbarkeit: Oberschwaben von der Donau bis zum Bodensee, die bereits näher bezeichneten Teile der Schwäbischen Alb, die Keuper-Lias-Höhen östlich und nordöstlich der Linie Schorndorf – Welzheim – Backnang,

die *Hohenloher Ebene* einschließlich der Kocher-Jagst-Platten,
die *Osthälfte des Tauberlandes* und die zum Ochsenfurter Gau zählenden Gemeinden.

Das dritte zusammenhängende Gebiet mit geschlossener Vererbung – man könnte es als „nördliches Anerbengebiet“ bezeichnen – fällt zusammen mit dem auf Baden-Württemberg entfallenden flächenmäßig unbedeutenden Teil des Odenwalds. Nur im Süden, wo der Neckar den Odenwald durchbricht, hat sich die Freiteilbarkeit eingebürgert. Dafür sind am Ostrand des Sandsteinodenwalds einige Baulandgemeinden zur geschlossenen Vererbung übergegangen. Sonst fällt die Hauptgrenze zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit mit der Landschaftsgrenze des Odenwalds zusammen.

Die *Freiteilbarkeit* dominiert als Vererbungsgrundform nach diesem Verlauf der „Hauptgrenze“ in folgenden Landschaften Baden-Württembergs:

Im *Hochrheingebiet* zwischen Säckingen und Lörrach,
im gesamten *Oberrheinischen Tiefland* zwischen Basel und Weinheim,
in großen Teilen des *Baulands* und des nordöstlich anschließenden *Taubergrundes*,
im *Kraichgau* einschließlich des Pfinzgaus und des *Strom-Heuchelberggebiets*,
im *Neckarbecken* und in den südlich anschließenden *Gäuplatten* („Obere Gäue“), soweit sie nicht bereits als Verbreitungsgebiet der geschlossenen Vererbung genannt sind,
in der *Keuper-Lias-Landschaft* südwestlich der Linie Welzheim – Schorndorf – Kirchheim/Teck, in der *nördlichen Hälfte der mittleren Schwäbischen Alb* und in fast der gesamten *Südwestalb* (Hohe Schwabenalb, Baaralb, Hegaualb),
im *Hegau* und im *Westteil des Bodenseebeckens*.

Einzelne Freiteilbarkeitsgemeinden liegen außerdem, wie die Karte zeigt, als Enklaven innerhalb der geschlossen vererbenden Gebiete. Desgleichen findet man einzelne geschlossen vererbende Gemeinden in der Nähe der „Hauptgrenze“ von Freiteilbarkeitsgemeinden umschlossen. In beiden Fällen weisen allerdings diese Enklaven im allgemeinen nicht die reine Erbform, sondern Misch- und Übergangsformen auf.

Da der spezielle *Erbmodus* – wie bereits erwähnt – im Verbreitungsgebiet der verschiedenen Erbformen von Landschaft zu Landschaft wechselt, war eine weitere Unterteilung des Untersuchungsgebiets in kleinere Erbbezirke mit gleichem oder ähnlichem Erbmodus notwendig. Für ihre Abgrenzung wurden in

erster Linie die aus der Erbsittenerhebung stammenden Untersuchungsergebnisse herangezogen. Neben der speziellen Ausprägung der Erbformen wurden aber in jedem Fall auch der Landschaftscharakter, die allgemeine Wirtschaftsstruktur, die landwirtschaftlichen Nutzungsverhältnisse, siedlungsgeographische Merkmale und die mehr oder weniger große Bedeutung der Allmendnutzung als Abgrenzungsmerkmale berücksichtigt. Die Grenzen dieser kleineren Erbbezirke, auf deren genaue Beschreibung hier verzichtet werden muß, sind ebenfalls in die beigelegte Übersichtskarte eingezeichnet. Danach weisen zehn Bezirke überwiegend geschlossene Vererbung auf, sieben überwiegend Freiteilbarkeit; fünf Bezirke – durchweg Grenzonen zwischen dem Hauptverbreitungsgebiet der geschlossenen Vererbung und der Freiteilbarkeit – können als Misch- und Übergangsgebiete bezeichnet werden, in denen alle Erbformen nebeneinander vorkommen bzw. ineinander übergehen. Es handelt sich dabei

1. um das *Bauland und das westliche Tauberland*, also um den schmalen Korridor zwischen dem Anerbengebiet des Odenwalds und dem „östlichen Anerbengebiet“,
2. um das *obere Neckarland und das östliche Schwarzwaldvorland* etwa bis zu der Linie Calw-Schramberg,
3. um das *westliche Bodenseevorland* einschließlich des Hegaus und der Baaralb,
4. um einen in der Hauptsache im Gebiet der *mittleren Alb* gelegenen Bezirk, der etwa von der Linie Wiesensteig – Laichingen nach Südwesten bis zur Linie Beuron – Meßkirch reicht, und
5. um das Gebiet der *westlichen Keuper-Lias Höhen*. Dieser Bezirk deckt sich etwa mit den Kreisen Göppingen, Gmünd und Backnang.

Misch- und Übergangsformen zwischen geschlossener Vererbung und Freiteilbarkeit treten zwar auch in den anderen Erbbezirken auf. In diesen fünf besonders hervorgehobenen Misch- und Übergangsbezirken findet man sie dagegen in 45 bis 65 v. H. aller Gemeinden. Auch die 142 Gemeinden, welche in Baden-Württemberg das regelmäßige oder teilweise Auftreten des Stockgüterrechts gemeldet haben, liegen großenteils in diesen Übergangszenen. Am Ostrand des Schwarzwalds und im mittleren Teil der Schwäbischen Alb treten Stockgüterrechtsgemeinden sogar in einer gewissen Konzentration auf.

Diese typischen Misch- und Übergangsgebiete zeigen im übrigen auch in der zeitlichen Aufeinanderfolge die weitaus größte Fluktuation zwischen den beiden Hauptvererbungsformen. Dabei hat es sich erfreu-

licherweise nur in einigen wenigen Fällen – im Nordschwarzwald, im Schramberg-Schwenninger Industriegebiet und im Göppinger Industriebezirk – um eine Aufgabe der geschlossenen Vererbung zugunsten der Freiteilbarkeit gehandelt. Viel größer ist die Zahl derjenigen Gemeinden, welche in den vergangenen 100 Jahren nachweisbar von der reinen Realteilung zu geschlosseneren Formen der Vererbung übergingen. In den letzten 25 Jahren hat diese Entwicklung ein noch schnelleres Tempo angenommen. Vor allem der *Erbmodus* beginnt sich neuerdings – nicht nur in den Misch- und Übergangszonen, sondern in fast allen Erbbezirken – mehr oder weniger stark zu wandeln. Auf die Art dieser Veränderungen und auf die Ursachen, die in den einzelnen Landschaften dafür verantwortlich zu machen sind, muß abschließend wenigstens kurz noch eingegangen werden.

Wenn man zunächst nach den Gründen forscht, welche die Ausbildung von Zwischenformen bei der Vererbung des landwirtschaftlichen Grundeigentums besonders gefördert haben, kehren in den beiden Hauptvererbungszonen bestimmte Faktoren als in erster Linie bestimmend für die gegenwärtigen Entwicklungstendenzen ständig wieder.

Im *Anerbengebiet* treten die eingangs charakterisierten Misch- und Übergangsformen – jede für sich oder alle nebeneinander – dort am häufigsten auf,

wo alte Etterdörfer mit Gewannflurverfassung und stärkerer Parzellierung vorhanden sind, die die Absplitterung einzelner Grundstücke erleichtert, wo die Durchschnittsgröße der landwirtschaftlichen

Betriebe für eine angemessene Abfindung der weichenden Erben in Geld nicht ausreicht,

wo Industrieinflüsse irgendwelcher Art oder hohe Geburtenziffern die überzählige Bevölkerung veranlassen, am Ort wohnen zu bleiben, oder aber in Grenzonen,

wo in nächster Nachbarschaft die Freiteilbarkeit auftritt und gleichzeitig enge Wirtschafts- und Verkehrsverbindungen dorthin bestehen.

In den *Freiteilbarkeitsbezirken* Baden-Württembergs, die sich fast ausnahmslos mit altbesiedelten Landschaften decken, findet man Übergänge zu geschlosseneren Formen der Vererbung in den Fällen ziemlich selten, wo früher die reale Teilung kompromißlos durchgeführt wurde und zu einer extremen Flur- und Betriebszersplitterung geführt hat. Wo dies üblich war, wie in der Rheinebene und im Südteil des Neckarlandes, ist die Abkehr der Freiteilbarkeitsbauern von den alten Formen der Realteilung offensichtlich mit Schwierigkeiten – u. a. auch psychologischer Art – verbunden, ganz gleichgültig wie die son-

stigen Strukturmerkmale der betreffenden Bezirke beschaffen sind. In den übrigen Erbbezirken des Freiteilbarkeitsgebiets wird das Zustandekommen von Misch- und Übergangsformen begünstigt

durch die vielfach ausgezeichneten Verdienstmöglichkeiten in der Industrie, die bei vielen Erben das Interesse am Landerwerb und an der landwirtschaftlichen Betätigung hintanhalten,

durch die Tatsache, daß wirtschaftliches Denken und das Streben nach ausreichender Rentabilität heute in mehr Landwirtschaftsbetrieben Eingang gefunden hat als früher,

durch die auf intensiveren Produktionsmethoden und der Marktnähe basierende Einkommenserhöhung, die eine mindestens teilweise Auszahlung der weichenden Erben erlaubt,

durch die modernen Maßnahmen der Flurzusammenlegung und Aussiedlung, die dem Bauern, der ihre Vorteile einmal kennengelernt hat, eine erneute Aufteilung als sinnlos erscheinen lassen,

durch die zunehmende Zahl der Zwei- und Einkinderehen in den Agrargemeinden und

durch die aufklärende Tätigkeit der landwirtschaftlichen Schulen, der Berufsverbände und der Landwirtschaftsämter.

Diese Gründe haben besonders im Neckarland zwischen Stuttgart und Heilbronn, im Kraichgau, im nördlichen Teil der Rheinebene, aber auch am Hochrhein und im Westteil des Bodenseebeckens in vielen Gemeinden zur Aufgabe der eigentlichen Realteilung geführt.

Der *Erbmodus* der verschiedenen Erbbezirke ist sowohl im Anerbengebiet als im Freiteilbarkeitsgebiet landschaftsgebunden. Andererseits wird er, in ganz ähnlicher Weise wie die übergeordneten Erbformen, auch durch von außen kommende Einflüsse laufend verändert. Im einzelnen ist in dieser Beziehung bei den die Erbformen modifizierenden Faktoren folgendes festzuhalten:

- a) Das früher in fast allen geschlossen vererbenden Bezirken verbreitete *Ältestenrecht* hat sich in den abgelegenen bzw. industrielosen Bauerngemeinden des süd- bzw. ostwürttembergischen Weiler- und Einzelhofgebiets und im Odenwald am besten gehalten. Je mehr Industrieinflüsse auftreten, je näher das Freiteilbarkeitsgebiet liegt und je häufiger es sich um alte *Dorf*siedlungen handelt – wie etwa auf der Ostalb und im südlichen Schwarzwaldvorland –, desto seltener wird der älteste Sohn als Hofübernehmer bevorzugt. Noch seltener als sonst ist dies in den Allmendgemeinden der Fall.

Für die starke Einschränkung des *Jüngstenrechts* dürften dieselben Einflüsse maßgebend gewesen sein. Allerdings lassen sich hier ähnliche Abstufungen von Landschaft zu Landschaft nicht nachweisen wie beim *Ältestenrecht*, da das *Jüngstenrecht* nur im Hofgüterbezirk des badischen Schwarzwalds wirklich heimisch war.

Im Freiteilbarkeitsgebiet ist eine Bevorzugung des ältesten oder jüngsten Sohnes bei der Betriebsübergabe in der Hauptsache nur in einigen Gemeinden der Misch- und Übergangsbezirke festzustellen.

- b) *Landzuteilungen an Töchter*, die in Gemeinden mit geschlossener Vererbung sonst ganz ungewöhnlich sind, treten in altbesiedelten Dorfgebieten mit geschlossener Vererbung häufiger in Erscheinung, besonders wenn die betreffenden Dorfgemeinden auch noch Allmenden besitzen. Die Ostalb, das Obere Donauland und das südöstliche Schwarzwaldvorland sind ein deutlicher Beweis dafür. Sehr zahlreich sind Landzuteilungen an Töchter und andere weichende Erben vor allem in den fünf typischen Misch- und Übergangsbezirken. Auch in den in diesen Bezirken gelegenen Anerbengemeinden werden einzelne Grundstücke gelegentlich an weichende Erben abgegeben, wenn hier auch meist die Bedingung damit verknüpft ist, daß diese sich im Ort verheiraten.

Im Freiteilbarkeitsgebiet treten die Landzuteilungen an Töchter, die hier sonst eine die Erbsitte geradezu bestimmende Allgemeinerscheinung sind, nur in einigen stark von der Industrie beherrschten Bezirken der Rheinebene etwas zurück.

- c) *Land- und Nutzungsverhältnisse bei der Hofübergabe* zugunsten des Betriebsübergebers werden in den Misch- und Übergangsgemeinden des Anerbengebiets fast überall in 60–70 v. H. der Gemeinden gemacht. Weit gestaffelt ist ihr Umfang dagegen in den Gemeinden mit geschlossener Vererbung. Im Odenwald haben 22 v. H., auf der mittleren Alb und im Nordschwarzwald dagegen 70 v. H. der geschlossen vererbenden Gemeinden derartige Landverhältnisse gemeldet.

Andere Gründe als die örtlich wechselnde Gewohnheit können dafür nicht geltend gemacht werden, nachdem auch bei der Gruppe der Allmendgemeinden in diesen Bezirken ähnliche Abstufungen zutage treten.

In den Freiteilbarkeitsbezirken sind die Verhältnisse demgegenüber einheitlicher. Im Verbrei-

tungsgebiet der unverfälschten Realteilung fehlen Landverhältnisse fast ganz, ausgenommen die Mischbezirke, wo bis zur Hälfte der Gemeinden Landverhältnisse bei der Betriebsübergabe nachweisen. Wesentliche Unterschiede zwischen allmendlosen und allmendreichen Gemeinden bestehen hier ebenfalls nicht.

- d) Im Hinblick auf den *Verheiratungszeitpunkt der Betriebsübernehmer* scheinen ähnliche Zusammenhänge zu bestehen wie bei den Landzuteilungen an Töchter. Allgemein liegt nämlich in den Erbbezirken des Freiteilbarkeitsgebiets der Zeitpunkt der Eheschließung viel öfter vor der Betriebsübernahme als im Anerbengebiet. Begünstigt wird hier eine frühzeitige Eheschließung durch Industrieinflüsse, durch den Übergang zu Misch- und Übergangsformen bei der Vererbung, teilweise auch durch das Vorhandensein von Allmenden.

Aus diesen Daten und aus zahlreichen von den Bürgermeistern der untersuchten Gemeinden gegebenen Kommentaren geht hervor, daß die landwirtschaftlichen Erbsitten gegenwärtig weniger starr gehandhabt werden als allgemein angenommen wird; dies gilt für das Hauptverbreitungsgebiet der geschlossenen Vererbung genau so wie für das Freiteilbarkeitsgebiet. Andererseits gibt es in jeder Gegend eine durch das Herkommen auch heute noch ziemlich fest verankerte Norm, die den landwirtschaftlichen Betriebsinhabern bei der Betriebsübergabe an den oder die Erben als Richtschnur vor Augen schwebt. Wenn es die wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse erfordern, kann es durchaus vorkommen, daß diese Norm durchbrochen wird. Es kann sich dabei um eine einmalige Unterbrechung im üblichen Turnus der Erbsitte handeln, die von der nachfolgenden Generation keineswegs immer nachgeahmt zu werden braucht. In anderen Fällen sind es sogar nur vorübergehende Abweichungen vom gewohnten Erbmodus, wie sie z. B. durch die beiden Währungsreformen vielfach hervorgerufen wurden. Eine endgültige Abkehr von der ursprünglichen Erbgewohnheit ist ebenfalls möglich. Gerade bei den Erbsitten werden aber grundsätzliche Änderungen offensichtlich in keiner Gemeinde von heute auf morgen wirksam, sondern erst allmählich im Laufe von Jahrzehnten. Nachdem die Wirtschafts- und Sozialverfassung der ländlichen Räume durch das jeweils geltende Erbrecht maßgeblich beeinflußt wird, sollte die weitere Entwicklung der landwirtschaftlichen Erbgewohnheiten aufmerksam verfolgt werden.

Friedrich Theodor Vischer

Ansprache bei der Feier zum 150. Geburtstag im Ordenssaal, Schloß Ludwigsburg, am 23. Juni 1957

Von Fritz Martini

Sehr verehrter Herr Oberbürgermeister,
meine Damen und Herren!

Es erscheint recht widerspruchsvoll, hier, in diesem Saal des höfischen Barock, einer auf den Glanz und auf den Schein gestellten Welt gedenkend von einem Manne zu sprechen, der durch und durch, in seinem Werk und seinem Leben, in seinem Geist und seinem Fühlen, in seiner Sprache, die auf heimatlichem Muttergrunde auch dort noch ruhte, wo sie sich den Abstraktionen der Philosophie zuwandte, ein Bürger aus schwäbischem Stämme gewesen ist. Er war ein Protestant im mehr als konfessionellen Sinne, er war, anfangs auch im Politischen, immer aber im Geistigen und Sittlichen ein Republikaner, der sich eine sinnvolle soziale Gemeinschaft nur unter freien Menschen vorstellen konnte. Nichts lag ihm ferner als diese höfische Welt, die ja auch in dieser Stadt schon zerfallen und zerstoben war, nur noch als Erinnern nachlebte, als er in ihr vor 150 Jahren das Weltlicht erblickte. Das Weltlicht! Denn es blieb zeitlebens seine Überzeugung, das Weltleben müsse aus sich heraus als das Gute und das Göttliche erkannt werden, als der Raum der vollen Freiheit und Verantwortung des in es hineingeborenen Menschen. „Tritt der geistige Gehalt aus dem Jenseits herüber vollkommen in die Welt ein, so geht nun auch dem Subjekt ein neues Gefühl der Freiheit, eine neue Sicherheit und Klarheit des Selbstbewußtseins auf, einer vollkommenen Befreiung von der Furcht. Es darf wahrhaftig gegen sich sein, darf sich aufrichtiger bekennen, was das innere Gesetz seines Wesens, seiner Zukunft und Entwicklung verlangt und welche Rechte es als Sinnenwesen hat.“ Solche Sätze hat Vischer oft wiederholt. Aus ihnen spricht die Weltanschauung des immanenten Realismus, des idealistischen Pantheismus des 19. Jahrhunderts, den er vorzubereiten, zu begründen und zu bekräftigen geholfen hat. Er hat ihn auch dann noch als sein Bekenntnis bejaht, als in der Entwicklung des Jahrhunderts die Einheit von Idee und Wirklichem, Absolutem und Irdischem, Ewigem und Realem mehr und mehr auseinanderfiel, Vischer die Tragödie des unaufhörlichen Widerspruchs des oberen moralischen Stockwerks und des unteren, raubtierhaft-dämonischen Stockwerks nicht mehr aufzulösen vermochte. Dieses sehr persönliche Erlebnis bildet das Grundthema seines Altersromans „Auch Einer“ aus dem Jahre 1879. Aber es erscheint doch wohl recht und billig, daß man an seinem Geburtsort, dem Ort seiner frühen Spiele und in einer Feier, in der vor allem er selbst sprechen soll und muß, nicht von der allgemeinen geistesgeschichtlichen, wissenschaftsgeschichtlichen und soziologischen Bedeutung dieses Mannes, sondern von ihm selbst, seiner menschlichen Wirklichkeit spricht. Wir

haben, was Sie nachher hören werden, so ausgewählt, daß sich die Hauptetappen seines Lebens, seiner inneren Entwicklung vom Ursprungsgrunde der Sprache bis zu seinem letzten Alterswerk des schwermütigen und dennoch gläubigen Abschiedes vor Ihnen entfalten. Der Marktplatz drüben, an dem sein Geburtshaus steht, dicht bei jenen von Mörike, Strauß, Kerner, erscheint mir wie ein Symbol. Fest hat den Knaben hier seine bürgerlich-schwäbische Heimat umschlossen, zugleich aber weiten Raum gebend, dem Süden und seiner Architektur offen, jenem Süden, den Vischer sehr geliebt, immer wieder durchwandert hat und dem er – Griechenland wie Italien – sein großes Erlebnis des Schönen, sein Bekenntnis zum Schönen im Leibhaftigen und im Seelischen, im Naturhaften und im Geistigen, als Idee der letzten, wenn auch nie ganz erfüllten Weltharmonie verdankt hat. Die Weite dieses Platzes läßt Raum für das ganze vielfältige Leben. Vischer hat immer, im Denken wie im Handeln, diese Weite gesucht – der Erlebnisraum im „Auch Einer“ verbindet Nordlandschaft mit dem Mittelmeer – es ist jene große Raumspannung, die Goethe im Faust vorgestaltete – jenem Faust, in dem Vischer den Mythos des modernen Menschen immer wieder interpretiert hat. Enge und Weite in ihrem Gegensatz – das ist Faustthematik, Thematik auch des von Vischer geliebten deutschen Kleinstädtlers Jean Paul, es ist schließlich die Thematik des Schwabentums und des deutschen Menschen. Er ist durch den Faust zu seinem Beruf und zu seiner Berufung, der Ästhetik und Literaturwissenschaft gelangt. Aber dieser Marktplatz prägt auch eine Geistigkeit spezifisch schwäbischer Art. Bis zu Städtlin, dem Rivalen des jungen Schiller, zu dem Epigrammatiker Haug und Ludwig Uhland greift Vischers mütterliche Verwandtschaft. Sein Vater war fest in der schwäbischen Theologie verwurzelt. Er starb im Fürsorgedienst für Typhuskranke. Wir denken an einen Satz des alten Vischer im „Auch Einer“ – dort, wo er vom Raubtierhaften des Lebens spricht. Da heißt es: „Wo Liebe ist, wo Mitleid ist, dann wo Klarheit ist, da jedenfalls ist Gott.“

Auf Ludwigsburg folgte das Seminar in Blaubeuren, das Tübinger Stift. Der Übermut des Studenten entdeckte seine köstliche Gabe des Sprachhumors, der Sprachkomik, eine Virtuosität der mimischen Sprachbegabung, die hierzulande gar nicht selten ist – man erinnere sich nur an Abraham a Santa Clara, an Sebastian Sailer, an Christoph Martin Wieland, an Eduard Mörike oder an unseren heute noch in der Mundart, in der Latinität und in barocken Sprachspielen produktiven Sebastian Blau alias Joseph Eberle. Vischer schrieb damals jene köstlichen Moritaten des biedermeierlichen Philipp Ulrich Schartenmayer, einen parodierenden Bänkelsang, der ihn

ganz dicht an Wilhelm Busch heranführte. Es war nicht eben respektierlich, vom Kindesmord durch den geistlichen Helfer Brehm in Reutlingen zu dichten, zumal nicht für einen jungen Theologen, der schon genug wider den Stachel löckte und sich weit mehr in Hegel als in die Dogmatik vertiefte. Der Vikar Vischer hat mit tiefen Zweifeln gerungen; er fand Gott in der Natur, nicht in der Theologie. Er liebte die Natur und in ihr das Ursprüngliche, die Zeichenschrift des Unmittelbaren, des quellkräftig-erdhaften, wirklichen Lebens. Er sah die Natur als das Schöne der Gottesschöpfung. Sie war ihm in Pflanze und Tier, in Dorf, Wiese und Wald das echte lebenskräftige Gotteswort. Der Vikar Vischer träumte die Träume des Dichters. Es war ihm ein dauernder Schmerz, daß ihm gleichwohl die große dichterische Gestaltungskraft versagt blieb, er nur der Deuter und Kritiker der Dichtung, ein theoretischer Gesetzgeber der Kunst zu sein vermochte. Aber eben diese innere Nähe zum Dichterischen hat ihn zum großen Verstehenden gemacht, zum Freunde der Dichter. Er hat Hebbel begriffen und gewürdigt, der den Zeitgenossen fremd blieb, er hat Gottfried Keller den Weg in Deutschland bereitet, er bedeutete ein eingreifendes Entwicklungserlebnis für Conrad Ferdinand Meyer, und er hat vor allem, trotz mancherlei Kritik aus gegensätzlicher Wesensneigung, wie kein anderer Eduard Mörike gehuldigt und für die Größe seiner Kunst dauernde Worte gefunden. Wenn er in den Werdejahren Mörike kritisierte und ihn verstimmte, so weil sein eigenes Wesen mehr als das des Lyrikers auf das Leidenschaftliche der Tat, der Weite, des großen Handelns gestimmt war. Dies ergriff ihn in Rom – Symbolstadt der Kämpfe der Weltgeschichte, ihrer Triumphe einer Größe des Volkes, die er in den engen kleinen, zwar an Gedanken reichen, aber an Taten armen Heimat, dem Lande der sparsamen und durch die Monarchie geduckten Bürger vermißte. Rom und seine Landschaft in der Campagna, in den Albaner Bergen wurde für Vischer das große Befreiungserlebnis zu einem sinnlich-kraftvollen und schönen Leben hin. Aus seinem Enthusiasmus für die Stadt der Cäsaren spricht die Sehnsucht des Deutschen nach der Einheit und Freiheit des eigenen Vaterlandes in der Zeit der vormärzlichen Restauration. Er hat seither seine Zeit, seine Heimat, ohne die Erdfestigkeit in ihr und die Liebe zu ihr zu verlieren, aus dieser größeren Perspektive gesehen. Vischer war ein oft polemischer, selbst eigensinniger Kritiker des stagnierenden, im Konventionellen verkrusteten Bürgertums. Er war jeder Form von Autorität, welche die Denk- und Gewissensfreiheit des einzelnen beschränkt, feindlich, handle es sich um die Autorität der Krone, der Kirche oder der konventionellen bürgerlichen Gesellschaftsnormen. Sie wissen, daß diese Opposition gegen die Zeitgenossen, vor allem einen verflachten und muckrigen Pietismus, 1845 dazu führte, daß dem Tübinger Professor für zwei Jahre die Vorlesungen verboten wurden; daß dieses tiefe Unbehagen an der politischen und kulturellen Verfassung der Zeit ihn 1848

auf die linke demokratische Seite im Frankfurter Parlament geführt hat, auf die Seite jener, die eine großdeutsche Republik zu schaffen erhofften. Jetzt bekam sein Humor eine satirische Schärfe, einen oft polemischen Witz. Diese Kulturkritik hat sich in den sechziger Jahren vor allem gegen den neuen Bourgeois gewandt, gegen den Kleinbürger, den ein neuer Wohlstand zum Stimmführer der bürgerlichen kapitalistischen Gesellschaft machte, während das alte idealistische Bürgerethos schwächer und schwächer wurde. Eine Gesellschaft, die ihr Fundament im Geld, in der Karriere, in der Erfolgsschluauheit fand, die den Charakter an den Konformismus der materiellen Sicherheiten preisgab, hat Vischer ingrimmig gehaßt. Mir scheint, daß solche Satire noch heute „anwendbar“ ist. Sie werden die witzige Versminiatur hören, die diesen Titel trägt. Ihre Sprache erinnert an Morgenstern, an Ringelnatz und Kästner – so wie das köstlich parodierende Filigran der „Prähistorischen Ballade“ aus dem Jahre 1867. Vischers Satire wollte sein schwäbisches Volk vor diesen Verstörungen des Charakters bewahren. Er ist ein glänzender, so geistreicher wie tiefblickender Psychologe der schwäbischen Art gewesen, der aus unmittelbarer Fülle anschauender Erfahrung gesprochen hat und aus Liebe kritisierte – aus der Analyse seiner eigenen widerspruchsvollen Artung, die mit allen Herzfasern in die Heimat, sein Stammvolk verwachsen war. Er fühlte sich in diesem Lande im Strome einer großen und oft verborgenen Tradition, die, scheinbar oft im Provinziellen verhockt und verborgen, eine innerliche Weite und allheitliche Umfassungskraft barg. Es ist ja kein Zufall, daß man die Schwaben die potenzierten Deutschen genannt hat – in eigener Mischung von Faust und Kleibürgertum, Universalismus und Enge, Tiefe und Verhaltenheit.

Bereits in der bekannten Verteidigungsschrift für seinen Freund David Friedrich Strauß, „Strauß und die Wirttemberger“ vom Jahre 1838, dann wieder in „Auch Einer“ und „Mein Lebensgang“ hat Vischer klassische Porträts des schwäbischen Menschen, seiner geistigen Artung gegeben. Er sah das Schwäbische im gesamtedeutschen Zusammenhang; er jubelte, als 1871 das Reich zur Einheit fand, obwohl, von ihm mit großem Mißtrauen betrachtet, die Preußen diese Einheit schufen. Seine vitale Natur, sein leidenschaftliches, eigensinniges Temperament, einerseits höchst sensibel, leicht empfindlich, fast scheu in sich zurückgezogen und zur Schwermut geneigt, anderseits mit ausgesprochenem Sinn für das Komische, Groteske begabt, liebte mit pronomierter straffer Gebärde die Tat, die Kraft – mit einer oft stark betonten Männlichkeit, in der er den Ausgleich für die Sentimentalität und das Philosophieren der Deutschen, für die eigene Neigung zum Grüblerischen, Reflexiven, zur zaudernden und zögernden entschlußlosen Kontemplation suchte. Die Widersprüche, die er in seinem eigenen Charakter analysierte, die er in seinem schwäbischen Volk, in seinem Zeitalter fand – sie wuchsen sich

zum Widerspruch des Universums und der menschlichen Existenz in ihm aus. Die Kraft, diesen Widerspruch zu besiegen, bedeutete ihm der Humor! „Der Deutsche weiß, daß der Mensch sinnlich fühlen und handeln, daß ihn aber zu gleicher Zeit ein Hühnerauge drücken kann; er weiß, daß ein Redner göttlich sprechen, aber leicht auch durch einen Katarrh im schönsten Flusse komisch gestört sein kann, und überall diese kleine und große Not, überall das Bagatell, das sich als Bleigewicht an die Engelsfittiche unseres Geistes hängt, zerfließt er nicht in Tränen, sondern keck faßt er diese widersprechenden Erscheinungen in Eins und befreit sich durch ein fröhliches Lachen von dem Schmerze dieser Gegensätze.“ In dem Roman „Auch Einer“ hat Vischer das Bekenntnis dieser Existenz im Widerspruch gegeben; er hat sich in ihm selbst, er hat zugleich die weltanschaulichen Konflikte des spätbürgerlichen Menschen am Ende des 19. Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts zwischen Goethe, Hegel, Schopenhauer, Marx und Nietzsche geschildert. Darin liegt der geistesgeschichtliche Rang dieses Buches, mag sein Kurswert auch geringer zu schätzen sein.

In seiner sechsbändigen Ästhetik hatte Vischer geglaubt, durch die objektive Theorie des Schönen den Weltwiderspruch zwischen dem Absoluten und dem Zufällig-Wirklichen schließen zu können. Die Kunst war ihm die Erscheinung der Idee in der geordneten sinnlichen Form, die Eingestaltung des Idealen in unsere angeschauten Wirklichkeit. Ich kann hier auf die Vischer sehr bewußte Problematik dieser metaphysischen Begründung der Kunst durch die Illusionskraft der schöpferischen Phantasie nicht eingehen. Was jedoch in der Kunsttheorie sich zur Einheit zu schließen schien: im konkreten Leben klaffte es um so gegensätzlicher auseinander. Das monologische Testament des „Auch Einer“, wie Keller diesen Roman genannt hat, zeigt zugleich, in typischer Zweilebigkeit, das Komisch-Groteske und das Tragische dieses Widerspruchs am Schicksal eines einsamen Menschen, der immer wieder von der Tücke der Objekte, von

der Bosheit des Zufalls, von der Dämonie des Niedrigen und Gemeinen verwundet, auf der Jagd nach dem Ideal ist. Es lebt in seiner Seele und es ist doch niemals und nirgends zu verwirklichen. Vischer hat gewollt, daß man dieses Buch trotz seines parodistischen und selbstironischen Humors als eine tragische Geschichte lese. Daß er den Humor, diese Liebe zum Reiz des Kleinen und Idyllischen bewahrte, hat ihn vom Sturz in den Pessimismus zurückgehalten; ebenso seine Bindung an das Volkstümliche, an das Naiv-Herzhafte, das seinen Intellekt und seine Phantasie immer wieder in das Irdisch-Wirkliche zurückkehren ließ. Dieser Humor war ihm nichts anderes als die Sprache der inneren Freiheit des Menschen, aus der Kraft seiner Innerlichkeit Werte zu schaffen, die über aller Vergänglichkeit des Wirklichen in sich, durch sich selbst Ewigkeit bedeuten. Daß der Mensch in jedem Augenblick, im Hier und Jetzt jedes seiner Lebensmomente das Ewige als das Ideale zu leben vermöchte – im engsten Kreis des Alltags wie in der Weite des Denkens – dies war seine unumstößliche Überzeugung. Das Ethos der moralischen Innerlichkeit blieb ihm die Garantie der Teilhabe des Menschen am Ewigen. Der moralische Wille des Ich, der sich für Vischer immer, aus der Natur des Menschen heraus, von selbst verstand, bedeutete ihm, daß, wie tief immer die Desillusion des Lebens führe, die Götter leben. In diesem Glauben an das Innerseelische, an die Fähigkeit und Bereitschaft des Menschen zum Guten liegt über Schwabentum und Mannesethos, Freisinn und Humor, Bodentreue und Geistesweite, Wissenschaft und Dichtung hinaus, sein schönstes, für uns heute noch voll gültiges, von uns zu bewahrendes Vermächtnis. Vischer ist auf dem Kirchhof in Gmunden, seinem oft besuchten Erholungsort begraben. Wir finden auch darin ein Symbol. Der Sohn Ludwigsburgs liegt in der österreichischen Erde – getreu seiner Überzeugung von der Einheit des Geistes und der Sprache jenseits aller staatlichen Grenzen und Geschichtlichkeit.

Der Morgenstern

Es steht ein Stern im Morgenlicht
Wie von der Nacht versäumt,
Er sucht des Tages Angesicht,
Von dem er still geträumt.

Und wie die Sonne steigt und glüht,
Die Erde froh erwacht,
Löscht er erschrocken aus und flieht
Geschwind zurück zur Nacht.

Ulrich Binder

Beflügelte Phantasie

Man bedenke einmal folgendes: Ein Mann wie Friedrich Schiller hat in gut zwei Jahrzehnten ein dichterisches Riesenwerk getürmt, dessen Quadern er aus den verschiedenen Landschaften hergeholt hat. Die Jungfrau von Orléans schreitet über die blutgetränkten Schlachtfelder ihrer französischen Heimat; Maria Stuart, die gefangene Königin, beschwört Geist und Geister der schottischen Heide; die sizilische Landschaft ragt in die tragische Handlung der „Braut von Messina“ hinein; in der Schweiz hat der Dichter geistiges Heimatrecht erworben, weil sein „Tell“ gar nicht „schweizerischer“ sein konnte; im „Demetrius“-Fragment wird Land und Geist des europäischen Ostens ins Wort gebannt; in der Erzählung vom „Geisterseher“ gleiten die Gondeln durch Venedigs Kanäle – und dabei hat Schiller die Grenzen des damaligen Deutschen Reiches überhaupt nie überschritten! Man mag einwenden: er hat natürlich umfangreiche Vorstudien zu seinen Dramen betrieben, sich über die geographischen, geschichtlichen und folkloristischen Umstände der ihm unbekannten Länder möglichst gründlich unterrichtet; aber das allein erklärt noch nicht die souveräne Art, mit der er das sozusagen zuständige Lokalkolorit den verschiedenen Handlungen aufgesetzt hat – oft nur gewissermaßen al fresco, mit breiten Pinselstrichen, bisweilen aber auch mit die Einzelheiten sorglich nachzeichnendem Silberstift.

Man wird es freilich geradezu als ein Merkmal echten Dichtertums ansehen, wenn eine solche visionäre Erahnung fremder Landschaft sich im Werk niederschlägt. So mag es reizvoll erscheinen, einmal dem Flügelschlag dichterischer Phantasie an bestimmten Beispielen (und zwar an Werken schwäbischer Dichter) nachzuspüren. Wir werden dabei übrigens, um das vorwegzunehmen, öfters feststellen, daß auch die Phantasie nicht im quasi luftleeren Raum schwebt und wirkt, sondern häufig, wenn nicht in der Regel, mit von der Sehnsucht angetrieben wird: eben von der Vorstellungskraft beflogen, geht sie auf Wanderschaft. –

Wenn irgendein Dichter mit besonderer Inbrunst das „Land der Griechen mit der Seele suchte“, so Friedrich Hölderlin, lauterster Genius unseres Stammes. In vielen seiner Hymnen und Elegien, und in seinem Roman „Hyperion“, hat er sein Ideal mit sehnsgütig beschwörenden Visionen in seine Zeit einbezogen; sein ganzes dichterisches Werk lebt eigentlich vom Geist der Antike. Betreten aber hat sein Fuß niemals griechischen Boden. Hölderlin kommt geistig von Schiller her, der ja auch, besonders in seinen jungen Jahren, dem Bilde eines verklärten Hellas gehuldigt hat. Die griechische Mythologie, mit ihrer Fülle von Gestalten, ist für Schiller eine fast wirkliche Welt, in der er sozusagen zuhause ist, und die ihm gestattet, ein in allen Farben schimmerndes Pfauenrad von Gedanken und Gefühlen zu entfalten. Viele seiner berühmtesten Gedichte sind ganz aus griechischem Geist heraus empfunden und gestaltet.

Unseren lieben Freund Eduard Mörike hat Gottfried Keller einmal den „Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin“ genannt und damit seine Verwurzelung in der Antike gekennzeichnet. Auch Mörike ist nicht über die Schweiz und Niederbayern hinausgekommen, aber Geist und Seele waren dem Genius der Antike innig verhaftet – kein Zufall auch, daß er die klassischen Versmaße so geliebt hat. In manchen seiner Gedichte (wie etwa in „Nachtgesichte“) wird sein griechischer Wunschtraum lebendig.

Es ist eigentlich ein Jammer, daß über den meisten Werken von Christoph Martin Wieland der Staub des Zeiteastes doch zu dick lagert, um sie für unseren heutigen Geschmack noch recht zugänglich zu machen; denn der Bildungshorizont dieses Mannes war von einer beispiellosen Weite, auch seine eigentliche dichterische Kraft war nicht so viel schwächer als die der „großen“ Weimaraner, und nicht gleich sonst findet man bei einem deutschen Dichter solch scharmanter Witz, solche sprachliche Eleganz. Seine Stoffe hat er in den verschiedensten Zonen der Erde angesiedelt; er bewegt sich mit ihnen in Italien und Spanien und Frankreich und Griechenland und Schottland, in Ägypten, in Innernafrika, in Mexiko – und hat doch, wie Schiller und Mörike, den deutschen Kulturaum nie überschritten! Wer die 40 Bände seiner gesammelten Werke durchblättert, wird immer wieder freudig staunen, wie dieser Biberacher Pfarrerssohn dank einer wahrhaft schöpferischen Phantasie sich fremde Räume in aller Welt erobert! So tragen z. B. ganze Werke, wie sein umfangreicher Staatsroman „Der Goldene Spiegel“ u. a. morgenländisches Kostüm. Und nun muß natürlich der Name Wilhelm Hauff fallen! Er zaubert vor unsere Augen die arabische Wüste, die Gassen von Istanbul, Bazars und Harems von Bagdad, Scheiche und Sklaven der Türkei – lauter Landschaften und Figuren, die er selber ja auch nie gesehen hat. Man darf wohl sagen, daß, neben den Originalen von Tausend und einer Nacht, es seine Dichtung gewesen ist, die die Vorstellung vom Morgenland auf weite Sicht hin im deutschen Volke geprägt hat.

Auch Ludwig Uhland, den gelegentlich als nüchtern Verschrienen, müssen wir in unserem Zusammenhang erwähnen. Seine Balladen- und Romanzendichtung tummelt sich auf den verschiedensten Gefilden, die er nur aus Büchern kannte; besonders liebt er die spanischen und nordischen Stoffe.

Eine scheinbar so ganz in der schwäbischen Muttererde verwurzelte Dichterin wie Anna Schieber hat in ihrem Roman „Das große Angesicht“ eine Welt beschworen, die denkbar fern – und ihr offenbar innerlich ganz nahe war: ihre „Seele spannte weit ihre Flügel aus“ und entführte den Leser in die südamerikanische Steppe.

Nun haben wir noch ein Reich ausgespart, das die eigentliche und schönste Wunschtraum-Domäne aller Poeten ist: das Land Utopia! Mörikes „Orplid“ ist ein Symbol für eine solch utopische Traumwelt, die in eine längst mythisch gewordene Vergangenheit transponiert wird –

oder auch in eine ferne Zukunft, wie bei dem schwäbischen Bauerndichter Christian Wagner, der seinen Traum in einer seltsamen Mischung von altwürttembergischem Pietismus und indisch eingefärbtem Pantheismus spinnt. Er empfindet schmerzlich die „mangelnden Schwingen seines Madenleibes“ bei den „Schmetterlingsgedanken seiner Seele“.

Auch Hermann Hesse, der sich in vielen geistigen Räumen bewegt, dem die Wasser der heimatlichen Nagold wie des fernen Ganges uralte Weisheit zugeraunt haben, der ewig Umgetriebene und Heimatlose, flüchtet sich oft nach Utopien, nach einem „Goldenem Kreise“, wie es einmal in einem seiner Gedichte heißt – ewig ungestillte Sehnsucht nach einem besseren, einem höheren Leben. Bedenken wir nebenbei, daß sich in solchen „metaphysischen“ Erwartungen Dichtung und Religion ganz nahekommen.

Karl Fuß

Von drei Kapellen und dem „Ditzenheiligen“

Wer sich – auf einer Wanderung oder zu Hause – in die vorzüglichen Landkarten des Württ. Statistischen Landesamts im Maßstab 1 : 25 000 vertieft, der wird auf dem Blatt Waldburg dicht bei Hannofer in der Gemeinde Waldburg (10 km von Ravensburg entfernt) neben dem eine Kapelle bezeichnenden Kreuz zu seiner Überraschung das Wort „Hustenkapelle“ lesen. Wäre der Bearbeiter dieser Karte mit der vox populi noch mehr vertraut gewesen, so hätte er bei der Frankenberger Kapelle zwischen Siebratsreute und Waldburg das Wort „Grimmenkapelle“ und bei der Kapelle, die nicht weit vom Kreis Wangen, zwischen der Schleife (bei der Fügelmühle) und Maiertal liegt, das Wort „Aisenkapelle“ eintragen können. Denn es ist ein Dreigestirn von Kapellen im Umkreis von Waldburg, für die der Volksmund seine besonderen Bezeichnungen gefunden hat.

Was besagen diese drei Namen? – Die „Hustenkapelle“ ist ein kleines Gotteshaus, in dem der heilige Cassianus als Patron für an Husten Leidende verehrt wird, die „Grimmenkapelle“ ist dem hl. Erasmus als Schutzpatron bei Koliken (Grimmen) geweiht und in der „Aisenkapelle“ (im Volksmund Oisekäpple genannt) ist St. Rochus mit seiner Pestbeule als Helfer gegen Aisen (Furunkel) beheimatet.

Die „Hustenkapelle“

liegt nicht weit entfernt von der Kirche in Hannofer. Wie es zu dem Patronat Cassianus für Hustenkranken kam, ist nicht recht zu erklären, da die Passionsakten nichts enthalten, woraus es ersichtlich wird. Man weiß, daß Cassian die Kinder in Imola in der Grammatik unterrichtete, die heidnischen Klassiker auslegen sollte und dabei die Lehren Christi miteinflocht. Er wurde vor Gericht gestellt und gab sich als ein Lehrer zu erkennen, der den Kindern Jesum Christum, den Gekreuzigten, verkündete. Er wurde darauf auf Befehl des Richters von un-

dankbaren Schülern mit den eisernen Griffeln, womit er sie auf Wachs schreiben lehrte, gemartert. Er soll zur Zeit des Kaisers Julianus Apostata oder noch früher gelebt haben.

Und nun zur „Grimmenkapelle“

Sie liegt – das Landschaftsbild belebend – links an der steil ansteigenden Straße von Siebratsreute nach Waldburg. Das erschütternde Martyrertum des hl. Erasmus ist auf einem Ölgemälde aus dem Jahre 1748 in ziemlich primitiver Weise auf der linken Seite dargestellt: zwei Kriegsknechte winden dem Erasmus mit einer Haspel das blutige Gedärme aus dem Leib; ein erschreckender Anblick. Darunter stehen die Worte: „St. Erasmus fir das Grimen“. Zur Linken reitet St. Martinus auf einem Pferd, seinen Mantel mit dem Bettler teilend (darunter die Worte: „St. Martinus fir die Hab“) und zur Rechten wird St. Sebastianus von Pfeilen durchbohrt (darunter die Worte „St. Sebastianus fir alle Krankheiten“). Oben thront auf Wolken St. Apollonia mit der Zange (die Schutzheilige für Zahnkrankheiten) und St. Rochus, von dem weiter unten noch ausführlicher die Rede sein wird. An der rechten Seitenwand hängt ein altes Ölgemälde St. Wendelin, den Schutzpatron der Hirten und Landleute, mit der Schippe in der Hand darstellend, inmitten einer Schar von Schafen, Kühen und Pferden. Von der hier dargestellten Marter des hl. Erasmus wird in den alten Heiligenakten nichts erwähnt. Vermutlich ist sie ein Zusatz späterer Legendisten. Echte Passionsakten über Erasmus konnten auch durch die Bollandisten in ihrem berühmten Werk *Acta sanctorum* nicht ermittelt werden. Doch weiß man, daß er Bischof einer Stadt des Antiochenischen Patriarchats war und im Jahr 303 zur Zeit des Kaisers Diokletian starb.

St. Rochus in der „Aisenkapelle“

Dreiviertel Stunden Wegs mögen es von der „Grimmenkapelle“ bis zur „Aisenkapelle“ sein. Ihre Lage ist besonders reizvoll. Die so lebendige Landschaft des Allgäus tut sich von ihr vor des Wanderers Augen auf. St. Rochus, der Schutzpatron für Pestkranke, wird in ihr verehrt. Dargestellt wird dieser sehr berühmte Heilige oft mit Pilgerstab, einem Hund neben sich, der im Maul ein Stück Brot trägt, und einer Pestbeule am Knie (St. Rochus mit em „Behle“, wie der Volksmund sagt). Wie das zu erklären ist, besagt die Legende. In Montpellier Mitte oder Ende des 13. Jahrhunderts geboren, opferte er sich auf einer Pilgerfahrt nach Rom in Aquapendente im Spital mit der Pflege der Pestkranken auf und erkrankte selbst. In der Wildnis, in die er sich flüchtete, brachte ihm ein Hund täglich ein Stück Brot zum Mahl. Aus der Pestbeule („eris in peste patronus“ steht auf einem Bild von Rubens, auf dem Rochus dargestellt ist) ist heute das Furunkel geworden. Dem aufmerksamen Beobachter werden ab und zu die Birkenreisigbesen vor oder in der Kapelle auffallen: Es ist ein Brauch, solche Besen unter Gebeten bei dem Heiligen

niederzulegen. Dieser Brauch soll bis in das Gebiet von Augsburg zu verfolgen sein.

Der Ditzenheilige von Waldburg

Noch ein Vierter ist im Bunde in dieser Gegend, ein Volksheiliger, der nicht kanonisiert ist: der sogenannte Ditzenheilige (Ditzen = Schnuller). Sein Domizil ist keine Kapelle, sondern eine Nische an der östlichen Kirchenmauer in Waldburg. Dort steht er mit einer Schippe; denn im bürgerlichen Leben war er vor 200 Jahren ein Schäfer mit dem in der Gegend bekannten Namen Habnit, der mit Erfolg Heilkunde trieb. Im Volk läuft die Wendung um, „wenn der letzte Habnit stirbt, wird der Ditzenheilige kanonisiert“. Aber auch ohne kanonisiert zu sein, erfreut er, dessen Grab sich unter der Sakristei der Kirche befindet, sich einer tiefen Verehrung von Seiten der Bevölkerung. Mütter, deren Säuglinge oder ältere Kinder krank sind, wenden sich an ihn als Patron. Der Ortsgeistliche spricht über Kleidungsstücke der Kinder den Habnitsegen aus. Auch kann man solche und Schnuller in der Nische abgelegt finden. In weitem Umkreis weiß man von ihm und kommt in Nöten zu ihm. Tröster und Helfer sind diese vier. Sie verkörpern ein Stück Oberschwaben, das der volks- und heimatverbundene Oberschwabe nicht missen möchte.

Rudolf Autenrieth

Vom Franzoseneinfall in Calw 1692

In den Jahren 1792/93 erschien bei Cotta in Tübingen ein dreibändiger Roman: „Des Pfarrers zu Aichhalden Ritt von zehn Meilen oder Szenen aus dem Leben weiser Menschen und Narren von Gustav Löffler“. Hinter diesem Namen verbirgt sich der Pfarrer Jakob Heinrich Duttenhofer (1758–1823), in (Neu)Bulach aufgewachsen, später Präzeptor in Wildberg und seit 1799 Pfarrer in Deckenpfronn. Er verbrachte also sein ganzes Leben im Calwer Bereich. Es mag einen schon wundern, daß dieser Roman von Cotta verlegt worden ist; vermutlich hat dabei der Calwer Dr. Christian Jakob Zahn, damals Teilhaber bei Cotta, Hilfestellung geleistet, der ein paar Jahre älter als Duttenhofer schon als Pfarrerssohn von Althengstett den Verfasser gut gekannt haben mag. Der Roman ist ein bunter Mischmasch von Erzählungen und Märchen, von Phantasie und verkappter Wirklichkeit, alles kraus und wirr durcheinander. Dabei versteht Duttenhofer, dem staunenden Leser mit dem Hinweis, er habe das alles von seinem Großvater gehört, pikante Sensationen glaubhaft zu machen. So erzählt er, die Franzosen hätten vor der Zerstörung der Stadt einen Brief an den Bürgermeister geschickt mit Brandschatzungsforderungen; der Rat aber habe in diesen Brief ein Loch hineingebrannt und die Urkunde so an den französischen General zurückgeschickt. Nachdem die Stadt schon großen Schaden erlitten habe, und die Truppe schon auf dem Abmarsch talaufwärts gewesen sei, habe

ein Bürgerssohn aus einem Hinterhalt mit der Büchse in einen dichten Haufen hineingeschossen und so einen Franzosen getötet. In einem Gartenhäuschen beim „Gümpelstein“ habe man den Bürgermeister Wacker aus seinem Versteck herausgezogen und auf Anzeige eines „Beisassen“ zu Tode geprügelt. – Später kommt dann eine noch blutrünstigere Geschichte von jenem „Beisassen“, der in einer Höhle auf der Insel zehn Personen ermordet und beraubt haben sollte; man sei auf diese Untaten gekommen, als der eigene Sohn dort einen Brunnen graben wollte. Dabei habe man dort 50 000 fl. gefunden; der Mörder sei geflüchtet, aber ergriffen worden. Er sei noch mit Zangen gerissen worden, um am nächsten Tag aufs Rad geflochten zu werden; aber er habe sich mit einer seidenen Schnur, die ihm in einem Ei zugeführt worden sei, selber erhängt. Soweit die ausführlich erzählten Geschichten.

Demgegenüber haben wir eine Reihe von zeitgenössischen zuverlässigen Berichten über den Franzoseneinfall 1692, von denen nicht ein einziger etwas von diesen Phantasien Duttenhofers weiß. Das in diesem Jahr wieder begonnene Totenbuch weist die Namen der ums Leben Gekommenen auf; darunter ist aber kein Bürgermeister; beide damals amtierende Bürgermeister haben die Franzosenzeit vielmehr lange überlebt. Wenige Jahre später hat der Ratsschreiber Cantz eine ausführliche Chronik der Stadt auch mit der Schilderung des Einfalls von 1692 verfaßt, die im Kirchturmknopf der Stadtkirche verschlossen wurde; auch er weiß nichts von diesen Geschehnissen, die doch, wären sie wahr gewesen, noch im Gedächtnis der Einwohner hätten lebendig sein müssen. Ebenso ist uns die erste Predigt nach der Zerstörung durch den Diaconus Bitsche überliefert; auch darin nicht einmal eine Andeutung solcher Greuel. Dasselbe gilt auch von der angeblichen Totenhöhle. Wenn diese Mordgeschichte wahr wäre, wäre sie nach Duttenhofer um 1750 geschehen. Ein solch grausiges Ereignis wäre nicht spurlos aus dem Gedächtnis der Einwohnerschaft verschwunden.

Auch in den Akten der Calwer Peinlichen Prozesse findet sich kein solcher Fall. Man kann daher fast mit Sicherheit sagen, daß der Verfasser des Romans entweder falsch unterrichtet war, oder daß ihm seine blühende Phantasie einen bösen Streich gespielt hat. Auf keinen Fall ist es erlaubt, in diesem Roman eine geschichtliche Quelle zu erblicken, wie das merkwürdigerweise der sonst so vorsichtige Paul Staelin in seiner „Geschichte der Stadt Calw“ 1887 S. 30 f. tut. Freilich macht er dabei die Einschränkung, es handle sich hier um eine „ziemlich jüngere Quelle und somit eine Überlieferung in nicht sehr sicherer Weise“. Diese Einschränkung hat aber die Lokalpresse nicht beachtet, wenn sie die Löffler-Duttenhoferschen Sensationen in den letzten Jahren mehrmals wieder aufwärmte. Es ist notwendig, einmal mit aller Deutlichkeit zu sagen, daß der Roman keine geschichtliche Quelle, sondern reine Legende ist.

Ernst Rheinwald +

Meine Erinnerungen an Paul Jauch

Als vor Jahren die Illustrationen zur Jakobsleiter von Ludwig Finckh herausgekommen waren, betrat ich zum erstenmal den Grünen Hof. Es war Frühling damals wie „heute“, und derselbe Zauber hält noch das Haus umspannen, nur der Platz am Fenster ist leer, die gütige alte Mutter lebt nicht mehr. Das Haus, über 100 Jahre im Besitz mütterlicher Vorfahren, steht leicht erhöht, abseits von der Landstraße, unberührt vom Geist der Zeit. Zwischen den buckeligen Steinen des Hofes liegen Graskissen in frischem Grün, Steinstufen führen zur Haustüre mit blitzblankem Klingelzug. Die Gegenwart versinkt.

Sonntagsstille, Sonntagsfriede weht dir entgegen; ein Duft von Rosmarin und Myrten. Das große Zimmer von Sonne durchflutet, mit niederer, weiß getünchter Decke, glänzendem Holzboden, makelloser Sauberkeit. Über dem Sofa ein Selbstbildnis des Vaters, der Maler war, ein feines blasses Gesicht mit dunklen Haaren und Augen, von leiser Schwermut umschattet. Aus matt-goldenen Rahmen schauen Ahnen und Urahnen. Ganz besonders reizvoll ist ein Aquarellbildchen der Großmutter im blaßblau-seidenen Kleide, das die Schultern frei lässt, ein feines Köpfchen mit aschblondem Haar! Sie heiratete mit 16 Jahren und starb mit 93 Jahren wie ihre Tochter. Ihr Hochzeitsschal, ein kostbares Gewebe in türkischen Farben mit langen seidenen Fransen, liegt als Decke auf dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers.

An der Wand ist ein eingebauter Schrank, dunkel getönt mit schönen gotischen Motiven, von einem schlchten Handwerker des vorigen Jahrhunderts angefertigt. Feine bunte Perlstickereien da und dort, ein Biedermeiersekretär aus glatt poliertem Holz; unter Glassturz träumt die Uhr von der Zeit, als der „Großvater die Großmutter nahm“. Über dem Harmonium ein Bild der Mutter, wie sie spielt, die langen hageren Arme weit ab vom Körper, ein sinnender Ausdruck in den durchgeistigten Zügen.

Sein Bestes hat der Künstler in diese Bilder gelegt: „Die Mutter am Nähtisch“, „Mit der Bibel“, „Am Fenster“, „Bei den Blumen“ usw. Sie war eine seltene und seltsame Frau, die fest an ihren Schöpfer und die in der Natur verborgenen Kräfte glaubte; ein Doktor kam nicht ins Haus, damit ihr Körper rein von Giften bleibe, wie sie selbst sagte. Diese Familie verkörpert die Sippe, wie sie einst war. Bruder und Schwestern leben in inniger Eintracht; Liebe verbindet sie, Ehrfurcht vor allem Geschaffenen, und nicht zuletzt tiefe Heimatliebe.

Aus blanken Augen sehen sie in die Welt, in ihre Welt, wo sie jeden Baum und Strauch, Wiese, Wald und Quell kennen. Jauch ist hellsehend für alles Schöne, der Sinn für Kunst lag ihm von je im Blute. Eine absolute Schlichtheit zeichnet ihn vor allen anderen Menschen aus, er gehört zu jenen Männern, die im tiefsten Sinne des Wortes nie aufhören, Kind zu sein. Mit klaren, braunen

Augen hält er Bild um Bild fest, dringt ein in die Geheimnisse der Natur. Und die Hand ergreift den Stift, und es wird Frühling oder Herbst oder Winter. Man wittert Schneeluft, ahnt Gewitterschwüle und riecht den Duft erster Veilchen am frisch-grünen Hange.

Er zeigt uns das Gärtchen hinter dem Hause zwischen Wiesen gebettet, frei von Staub und jeglichem Geräusch. Zur Linken über blühende Sträucher und Bäume hinweg erhebt sich der Neubau der Kirche. Im Halbkreis stehen Tannen und Birken. Schneeglöckchen, Veilchen, Scilla, Lederblümchen künden den Frühling, eine Amsel singt, zutraulich picken Finken und Meisen Brotkrümel von den Wegen. Bald blüht im Rondell der Schneeballbaum, ein Märchenwunder an Schönheit, von dem Künstler wieder und wieder gezeichnet. Das Geheimnisvollste ist ein Gartenhäuschen, von Efeu umschlungen, über hundert Jahre alt. Die Bemalung des Innern ist noch dieselbe in lichtem Blau mit sternblumenartigen Ornamenten. Im selben Ton das Bänkchen vor dem Tisch mit kleinem Rokokospiegel, daneben alte, schön geschwungene Stühle. In einer Ecke ein Stilleben von Pfeifenhköpfen, an den Wänden reizende Schattenbilder und die Geistesfreunde: Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Händel. In blinkendem Messing die Kirchenschilder der Familie von 1818 an.

Um den Meister ganz zu kennen, muß man seine Darstellung von Innenräumen gesehen haben. Mit der gleichen liebevollen Hingabe wie den Baum im Schmuck der Blüten oder Früchte zeichnet er eine Zimmerecke, ein Gartenplätzchen, Blumen am Fenster. Der weiße Tüllvorhang scheint sich im Lufthauch zu blähen, die Uhr auf der Biedermeierkommode tickt, der Kaffeetisch unter dem Kirschbaum harrt der Gäste: dies alles lebendig vermittelt durch eine nur ihm eigene, feine Bleistifttechnik.

Bei diesem letzten Besuch wanderten wir durch das Dorf dem Walde zu. Ein halbwüchsiges Mädchen mit frischem Gesicht und blonden Zöpfen neigte lächelnd den Kopf zum Gruß, das Modell des Künstlers.

Am Fuße eines Berghanges ist ein Lindenplatz, der in seiner Abgeschiedenheit an einen heiligen Hain der Vorzeit erinnert. Wie vertraut ist ihm da jeder einzelne Baum, besonders der hundertjährige mit seinen grotesken Auswüchsen, ein Fabelwesen unter den Schwestern; auf dem Querbalken reitet ein Zwerglein oder ist es ein Eichhörnchen? In tiefster Stille liegt die Waldwiese, Sonnenstrahlen zittern darüber hin.

Oft bin ich damals auf dem Grünen Hof gewesen und immer wurde mir der gleiche herzliche Willkomm zuteil.

Was für ein reiches, gottbegnadetes Leben ist hier zu Ende gegangen. Wer den schlichtvornehmen Menschen, den feinsinnigen Künstler gekannt hat, wird ihn nie vergessen können.

Clara Mayer-Brückmann

Fritz Lock, *Kleine Wunder am Wege*. Fotos und Erlebnisse eines Naturforschers aus Passion. Zweites Bändchen der Kleinen Naturfreunde-Bibliothek. 117 Abbildungen. 120 Seiten. Für den TV. "Die Naturfreunde" brosch. DM 3.85, geb. Ganzl. DM 4.85. Im Buchhandel Ganzl. DM 6.-. Verlag Freizeit und Wandern Stuttgart. In zwanzig kleinen, reizend geschriebenen, anschaulichen Berichten und besinnlichen Betrachtungen macht der Verfasser auf Grund sorgfältiger Beobachtung und an der Hand vielfach einmaliger fotografischer Belege den Leser mit Pflanzen und Tieren der Heimat bekannt (Zaunrübe, Wespe, Ameisenlöwe, Prozessionsspinner, Moose, Adlerfarn, Schmarotzerwespe, Hirschkäfer, Weinbergschnecke, Silberdistel, Röbäume) oder behandelt biologische Fragen wie Tarnung, Samenverbreitung, Frühlingserwachen, was der Baumstamm erzählt, oder geht den Wundern des Rauhreifs und der Kristallisation des Wassers nach. Erstaunlich, daß ein "Liebhaber" der Natur und der Fotografie das alles in der Natur findet, festhält und dem Leser jeder Bildungsstufe so eindrucksvoll vermitteln und deuten kann. Die "Naturfreunde" als Verein sind auf gutem Weg, wenn sie im eigenen Verlag ihren Mitgliedern (und allen, denen die Natur die große Lehrmeisterin ist) so vortreffliche Schriften zu so niedrigem Preis in die Hand geben. Bei der Zaunrübe hätte man gerne den Hinweis auf eine rechts- und eine linksgewundene Hälfte der Spirale und die Erklärung gefunden, bei den Wasserkristallisationen die Begründung mit der Ordnung der Moleküle nach dem hexagonalen System unter den jeweiligen örtlichen Bedingungen. Das Buch verdient größte Verbreitung.

Hans Schwenkel

Esslinger Studien (1/1956). Das vom Kulturamt der Stadt herausgegebene, von Dr. Otto Borst bearbeitete 1. Heft der Esslinger Studien macht schon rein äußerlich einen gefälligen Eindruck: ein Photo des Stadtsiegels von 1278 in starker Vergrößerung als Umschlagbild verbindet in wirksamer Weise alte Geschichte mit moderner Illustrationstechnik. Dem was Oberbürgermeister Dr. Roser in dem kurzen Vorwort und Prof. Karl S. Bader in seinem Beitrag über Sinn und Ziel reichsstädtischer Geschichte sagen, kann man durchaus zustimmen. Die Reichsstädte sind trotz ihrer herrschaftlichen Wurzel genossenschaftliche Einrichtungen gewesen, eine Schule für Heimat- und Bürgersinn. Was Dr. Otto Borst über die geistigen und politischen Traditionen der Reichsstadt Esslingen am Ende des alten Reiches schreibt, ist eine Bestätigung dafür. Die Geschichtsschreiber haben die Leistungen der Freien Städte in dieser Periode gern mit den Worten Erstarrung und Verfall abgetan und etwa den Prozeß der Esslinger Bürger gegen ihr Stadtregeramt zum Beweis angeführt. Nicht ganz mit Recht, denn der Bürgerprozeß beweist ja die intensive Anteilnahme des kleinen Mannes am "gemeinen Wesen". Mit nicht geringerer Hingabe haben die Gebildeten für die Zukunft des Stadtvolkes gearbeitet dort, wo bei ihrer politischen Ohnmacht noch etwas für die Stadt zu gewinnen war, im Rechtswesen und in der Geschichtswissenschaft.

Dr. Haffner befaßt sich mit den ältesten Quellen der Esslinger Geschichte, Fulrads Testament von 777 und der Urkunde Ludwigs des Deutschen über Esslingen, in der er dem Kloster St. Denis im Jahr 866 seine Rechte auf die Vitaliszelle und den dortigen Markt bestätigt. Er schließt aus dem Wortlaut, daß der unter der Stadtkirche vorbeifließende "Rößnecker" kein künstlich angelegter Kanal, sondern ein natürlicher Arm des Flusses ist. Die Geschichte des Hans von Urbach, die Robert Uhland erzählt, „ist an sich ganz uninteressant“, aber sie gibt ein

reizvolles Lebensbild aus dem Esslinger Spital, als dessen Pfründner der Urbacher Edelmann 1503 gestorben ist. Ein Beitrag von Heinrich Werner, bekannt durch sein Büchlein über das Kloster Denkendorf, befaßt sich mit den Beziehungen der Stadt zu seinem Kloster, ein weiterer von Gerd Wunder mit den persönlichen und familiengeschichtlichen Fäden, die Esslingen mit der Reichsstadt Hall in den Jahrhunderten um die Reformation verbanden. Ein Aufsatz von Dr. Kyriss ist drei Esslinger Büchern, genauer ihren Einbänden gewidmet, Meisterwerken alter Buchbindenkunst. Zwei von ihnen stammen aus Esslingen, der dritte ist in Nürnberg für Esslingen gemacht worden und ist in der Heimatsammlung im Alten Rathaus ausgestellt. Statt ihr Aussehen mit Wörtern zu beschreiben, sei auf die schönen, ganzseitigen Photos verwiesen.

Zum Ganzen: Es ist erfreulich und erfüllt einen alten Wunsch der Geschichtsfreunde, daß in Esslingen wieder etwas getan wird zur Aufhellung seiner Vergangenheit.

F. Fezer

"Der Einmarsch der Amerikaner und Franzosen im Nördlichen Württemberg" von Friedrich Blumenstock. Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, 41. Band. Herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. W. Kohlhammer-Verlag. DM 12.50. Gerade ein Dutzend Jahre sind vorüber, seitdem die turbulenten Ereignisse der letzten Kriegswochen über unser Land hereinbrachen. Nur dunkle Wolken schwerer Erinnerung hängen noch über den Gemütern derer, die den Sturm miterlebten, im übrigen ging nach dem unerbittlichen Schöpfungsgesetz das Leben weiter, der Alltag forderte sein Recht und die Schatten verblaßten. Erlebtes, das zur Historie wird, darzustellen, ist nicht leicht, weil das Herz des Verfassers, der den Griffel führt, mitschwingt und so dem Zeitgemälde Lichter und Schatten aufsetzt, die der Objektivität wissenschaftlicher Geschichtsschreibung widersprechen. In dem vorliegenden Buch hat es der Hohenloher Dr. Fritz Blumenstock trefflich verstanden, die Bewegung der eigenen Seele über die Kriegsfurie, die über seinem Heimatland tobte, in Einklang zu bringen mit einer präzisen und jeder historischen Kritik standhaltenden Darstellung. Das ist, um dies gleich vorwegzunehmen, was an dem Werk bewundert werden muß. Die meisten der Wunden, die im April 1945 unsren Städten und Dörfern und ihren Menschen geschlagen wurden, sind vernarbt. Aber jeder, der unterrichtet und der Jugend davon erzählen muß, merkt, wie weit die heranwachsende Generation von diesen so gegenwärtigen Dingen schon entfernt ist und wie nötig darum eine chronikartige Aufzeichnung geworden ist.

Und da erinnert sich der Rezessent mit Dankbarkeit des Verfassers unseres Werkes, der die Dörfer durchwanderte und die Bewohner nach ihren Erlebnissen frug, der mit der von Jugend her gewohnten heimatlichen Mundart auch weniger Geprächigen die Zunge lüpfte und das Herz öffnete, so daß die Schreckenstage wieder Gestalt gewannen und für die Feder des Chronisten darstellbar wurden. Wie es das Schicksal will, war es Dr. Blumenstock nicht mehr vergönnt, sein Werk gedruckt in die Hand zu nehmen, für das er soviel gearbeitet hatte, für dessen Veröffentlichung er so weite Wege zurücklegte. Um so dankbarer muß diese seine Leistung gewürdigt werden und die Nachfrage nach dem Werk kurz nach Erscheinen spricht dafür, daß Dr. Blumenstock der Heimatgeschichte einen großen und notwendigen Dienst erwiesen hat. In vier Teilen, deren dritter mit nahezu 200 Seiten der ausgedehnteste ist, berichtet der Verfasser von den Luftangriffen, vom Volkssturm und vom Näherrücken der Front gleichsam als Einführung.

Die Kämpfe und Marschbewegungen der eigenen und feindlichen Streitkräfte, deren Zusammensetzung, ihre Haltung und ihre Taktik werden im Hauptteil geschildert. Bei dieser Schilderung muß dem Verfasser ein erstaunliches Einfühlungsvermögen in militärische Dinge bestätigt werden. Er hat das ganze so verworrene und so hoffnungslose Kriegstheater in seiner strategischen Konzeption übersichtlich, verständlich und klar dargestellt. Insbesondere gilt dies für die Schilderung der Kämpfe um die Kaiserstraße und um Crailsheim.

Was aber das Buch so wertvoll macht, ist die Tatsache, daß hier unsere Heimat der Hintergrund ist, den der Verfasser als Schlacht- und Leidensfeld darstellt. Nicht irgendein ferner Sieben- oder Dreißigjähriger Krieg, sondern unser Erlebnis gewinnt hier noch einmal Gestalt auf dem geplagten Boden unserer Heimat, so daß aus all den objektiven Berichten der große Wunsch übrig bleibt: Möge es wirklich das letztemal gewesen sein, daß der Krieg über das Land braust! Bürgermeister und Pfarrer, Lehrer und Bauern, Jugend und Greise berichteten neben den Aufzeichnungen der Behörden und des statistischen Amts, seine eigenen Forschungen dazu genommen hat der Verfasser aus all den verschiedenartig gefärbten und geformten Unterlagen eine geschlossene Darstellung gemacht, die mit Erregung gelesen wird. Kein Dorfname ist vergessen, der einbezogen ist in die Geschichte dieser Kämpfe und tatsächlich: Neben der arbeitenden Heimat, die heute so oft beschrieben wird, neben der ferienfrohen Heimat, die soviel erwandert wird, steht die leidende Heimat als Menetekel für unsere und die künftigen Generationen.

In großen Zügen ist über das weite Gebiet, das der Verfasser seiner Schilderung zugrunde legt, alles gründlich und erschöpfend gesagt. In keiner der hohenlohischen und nordwürttembergischen Gemeinden, die seit den Kriegstagen 1945 wieder aufgebaut haben und vorwärtsgekommen sind, sollte das Buch fehlen. Denn es ist die Grundlage für die nun fälligen genauen und ins Detail gehenden Ortschroniken über die Kriegs- und Nachkriegszeit, die geschrieben und gefertigt werden müssen, damit diese Dinge nicht in den kommenden Generationen verloren gehen.

Hier an diesem Werk Blumenstocks geht auch dem Laien ungewollt der Wert der Geschichtsschreibung als solcher auf: Geschichte ist die Zusammenfassung all dessen, was Menschen erleben, tun und erreichen, was sie zerstören und wieder aufbauen, was sie leiden und worüber sie sich freuen; und gerade das ist für den kleinen Sektor unseres Landes vom Verfasser für den kleinen Abschnitt der Zeit des April 1945 musterhaft und meisterhaft dargestellt.

Rudolf Schlauch

Hermann Ebner, *Das Dorf heute und morgen*. Verlag W. Kohlhammer, 1957, 120 S., DM 5.80. Die „Schwieberdinger Woche“ des Schwäbischen Heimatbundes vor drei Jahren hat mit ihren Anregungen zur Untersuchung der heute für Wesen und Gestaltung des Dorfes wesentlichen Faktoren bei der Schrift des Ludwigsburger Landrats Pate gestanden. Hand in Hand mit der langjährigen Erfahrung des Verwaltungsfachmanns geht die der Mitarbeiter, unter denen wir Oberarchivrat Dr. Grube mit seinem soziologischen Beitrag, Reg. Direktor Dr. Döring mit seiner Untersuchung über den heutigen Bauernstand, Prof. Dr. Hesse mit seinen Planungsgedanken neben Oberbürgermeister Dr. Frank-Ludwigsburg, Landrat Schauda-Nürtingen und noch einmal Prof. Dr. Schwenkel nennen. Die Reichhaltigkeit der Gesichtspunkte, hier nur in Stichworten genannt, bietet die Gewähr für die umfassende Betrachtung eines geradezu entscheidenden Problems, und wir danken dem Ministerpräsidenten Dr. Gebhard Müller, daß er in seinem Geleitwort der Akti-

vität des Schwäbischen Heimatbundes bei der Erörterung dieser Fragen, mit denen wir uns auch seither immer aufs Neue befaßt haben, freundlich gedacht hat. Wir sehen in dem Buch eine wertvolle Einführung in aktuellste Probleme, denen unsere Arbeit auch künftig begegnen wird.

W. K.

August Hagen, *Geschichte der Diözese Rottenburg (1956); Gestalten aus dem schwäbischen Katholizismus* (Bd. I 1948, II. 1950, III. 1954) beide im Schwaben-Verlag Stuttgart. – Der ausgesprochen protestantische Charakter des alten Herzogtums Württemberg, verbunden mit dem besonderen Einfluß des Konsistoriums in der Landschaftsvertretung, hat auch auf die Geschichtsbetrachtung des Königreichs so stark nachgewirkt, daß das politische Bild unserer Landesgeschichte lange vom alten Kerngebiet bestimmt blieb. Der Einfluß der katholischen Landesteile „Neu-Württemberg“ ist seit Beginn des 19. Jahrhunderts erst nach und nach, zunächst kulturpolitisch mit der Gründung des Bistums Rottenburg, dann parlamentarisch mit der Entstehung der Zentrumspartei zur Geltung gekommen. Doch selbst dem historisch gutunterrichteten Heimatfreund sind viele bestimmende Einzelzüge, die von diesen Landesteilen her auf unsere Heimat eingewirkt haben, fast zu wenig bekanntgeblieben. Die beiden höchst verdienstvollen Werke des Rottenburger Historikers, die auch von internen Krisen mit vorbildlicher Objektivität berichten, füllen hier eine lang empfundene Lücke. Eine eingehende Würdigung unter dem geistesgeschichtlichen Gesichtspunkt wird zu gegebener Zeit durch unseren besonders berufenen Dr. Ernst Müller erfolgen, wenn das Werk über die Diözese Rottenburg abgeschlossen vorliegen wird. Wir dürfen uns heute auf diesen kurzen Hinweis auf zwei so begrüßenswerte Veröffentlichungen beschränken.

W. K.

Richard Haldenwang, *Lern den Tag zu Ende leben als ein Stück der Ewigkeit*. Adolf Bonz, Stuttgart. Engl. Broschur DM 2.80. – Richard Haldenwang wandelt in seinen „Gedichten der Besinnung“ sehr eigenwillige Pfade – schon rein äußerlich, indem er auf jedes Satzzeichen (Komma, Punkt usw.) verzichtet. Über solche Gepflogenheiten soll man mit einem Dichter nicht rechnen; wenn er nicht seine Gründe dafür hätte, wäre er ja anders verfahren. Als wesentlicher Grund dafür mag dem Dichter gelten, daß das völlige Fehlen der Satzzeichen und der Verständnishilfen, die sie darstellen, den Leser zwingt, ganz auf das Wort und nur auf das Wort zu horchen, denn das Wort ist Haldenwang vor allem wichtig. Die volksliedhafte Schlichtheit der Form ist Gefäß eines frommen, an hohe Werte hingebenen Ringens um einen geistigen Lebensinhalt, um das Bemühen, den Tag, die Stunde zu leben „als ein Stück der Ewigkeit“. Man könnte den Sinn dieser Verse, die sich wohl nur gleichgerichteten Seelen erschließen, in einem bekannten Wiedertwort sehen: „Eine Mauer um uns bau“ um ein Reich der Stille, um den „Gottesfrieden“, der die „aufgeregte Zeit“ von uns fernhält. Doch auch Haldenwang weiß, daß es den meisten Menschen nur diesseits dieser Mauer wohl ist, weil sie jenseits von ihr mit sich selbst umgehen müßten und dabei ihrer hoffnungslosen inneren Leere bewußt würden. So sind die Gedichte durchdrungen von der Wehmut des Künstlers, der den Reichtum seines eigenen Innern auf beiden Händen vor sich hertragen möchte und immer wieder schmerzerfüllt erleben muß, daß sich keiner dieses Reichtums bedienen will. Es ist schade, daß der Wille zur strengen, auf den Reim hin ausgerichteten Form den Dichter nicht selten zu ausgesprochen holprigen, geradezu schülerhaften Versen verleitet, die man in einem solchen Werk lieber nicht sehen möchte.

H. L.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr
Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Jahreshauptversammlung 1957

Als Ort der auch in diesem Jahre wieder gemeinsam mit dem Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchgeführten Jahresversammlung war Tübingen gewählt worden, von dem das Heft 3 unserer Zeitschrift unmittelbar vor dem Treffen unseren Mitgliedern einige anschauliche Berichte vermittelte. Die Universität war uns auf Bitte von Professor Dr. Dölker mit Bereitstellung der Räume für die Tagung entgegengekommen. Das Städtische Verkehrsamt hat allen Anforderungen an die Unterbringung mit Eifer und Umsicht genügt, und darüber hinaus hat die Stadtverwaltung durch die Anwesenheit des Herrn Oberbürgermeisters bei den Vorträgen am 22. Juni und durch Vertretung bei dem Festakt am 23. 6. ihr freundliches Interesse an unserer Arbeit bekundet. Nicht weniger hat die Landesregierung bei der Arbeitstagung durch Vertreter der Regierungspräsidien sowie besonders bei dem sonntäglichen Festakt Anteil genommen. Ebenso durften wir Herrn Domkapitular Hagen, den Historiker der Diözese Rotenburg und eine Reihe angesehener Mitarbeiter an unserem heimatlichen Kulturgut als unsere Gäste begrüßen.

Zur Eröffnung der gemeinsamen Veranstaltung brachte Dr. Kohlhaas Dank und Anerkennung der veranstaltenden Vereine für seinen Vorgänger im Vorsitz des Schwäbischen Heimatbundes, Herrn Präsidenten Dr. Neuschler, und dessen langjährige unermüdliche Arbeit zum Ausdruck. Er hob die jahrelange vertrauliche Zusammenarbeit des Heimatbundes mit den Geschichts- und Altertumsvereinen und die darauf beruhenden engen persönlichen Bindungen hervor; auch für die örtliche Arbeit, auf der die der Vereine im ganzen beruhe, sei immer wieder das verbindende Streben, so auch im Zusammengehen mit Volkshochschule und Wandervereinen, für das gemeinsame Ziel obenanzustellen.

In den anschließenden Vorträgen gab Professor Dr. Zimmermann einen Überblick über die südwürttembergischen Naturschutzgebiete und zeigte an Hand prächtiger Farblichtbilder mit warmherzigem Schwung die verschiedensten botanischen Seltenheiten unserer heimatlichen Flora. Anschließend berichtete Oberstudienrat Dr. Rau aus den Ergebnissen seiner Forschungen über das mittelalterliche Stadtbild Tübingens; auf die besondere Veröffentlichung dieses Vortrages im Schwäbischen Tagblatt seien alle diejenigen hingewiesen, die sich für das Urbild der alten Pfalzgrafenstadt interessieren und die hier auch erstaunliche Aufschlüsse über eine weithin noch unbekannte Entwicklung finden werden.

In der nun folgenden satzungsgemäßen Hauptversammlung des Vereins brachte der Vorsitzende zunächst sein

Bedauern darüber zum Ausdruck, daß ihm Beruf und alte Verwundungsfolgen die Beteiligung an allen Veranstaltungen nicht immer nach seinem Wunsch und nicht in der beneidenswerten Aktivität seines Vorgängers gestattet hätten; immerhin hoffe er, sich in der unabhängigen Haltung, die unseren verehrten Präsidenten Dr. Neuschler ausgezeichnet habe, als Nachfolger würdig zu zeigen. Mit dem Dank an die aktiven Mitarbeiter in den Bezirken und Ortsgruppen, im Vorstand und der Geschäftsstelle verband Dr. Kohlhaas die Würdigung der Tätigkeit der volkskundlichen Arbeitsgemeinschaften und einen kurzen Überblick über die Probleme, die sich im Berichtsjahr in der Verteidigung des alten Heimatbildes, beispielsweise für den Schloßplatz Stuttgart, für das Dettinger Hörmle, für die Erhaltung alter Bauwerke an vielen Orten und vor allem für unsere Naturschutzgebiete ergeben hatten. Wiederum betonte er das Bemühen des Bundes, daneben immer mit der aktiven Planung Schritt zu halten und nicht nur in negativer Abwehr zu erstarren; die Tagungen mit dem BDA unter Mitwirkung verständnisvoller Landräte und Bürgermeister gäben davon Zeugnis. Stets werde der Schwäbische Heimatbund, und mit ihm die befreundeten Vereine, Notwendigkeiten der neuen Zeit anerkennen und unterstützen, er werde sich aber immer dagegen wehren, daß nur wegen der „lächerlichen Sucht der Neuerungen“ (Schiller!) so oft mit vollendeten Tatsachen über Wertvolles und Erhaltungswürdiges unüberlegt hinweggeschritten werde. Dankbar wurde gegenüber der Verständnislosigkeit einzelner Stellen das Wohlwollen der Landesregierung anerkannt, das auch in der Bewilligung eines Staatsbeitrags zum Ausdruck komme. Das Bestreben des Vorsitzenden werde im Sinne seines Vorgängers immer sein, das eigentliche Vereinsleben aus eigenen Kräften durchzuhalten und den Staatsbeitrag ausschließlich für förderungswürdige Zwecke im Interesse der Allgemeinheit einzusetzen, wobei speziell dem Naturschutz die gebührende Beachtung geschenkt werden solle.

Im Anschluß daran wurde der Kassenbericht des bewährten Schatzmeisters Notar Auwärter verlesen und, bestätigt durch den Gegenrechner Herrn Schmückle-Leonberg, zur Erörterung gestellt. Auf Antrag von Direktor Baur-Hedingen wurde dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter, Professor Dr. Schwenkel, der hier letztmalig in unserer Mitte weilen sollte, ebenso wie dem Schatzmeister die Entlastung erteilt. Die Aussprache ergab in Kürze die Zustimmung zu den programmatischen und finanziellen Richtlinien, wie sie der Vorsitzende vorgebrachten hatte.

Anschließend begaben sich die Tagungsteilnehmer in Autobussen nach Hirschau, wo unser Vorstandsmitglied Pfarrer D. Dr. Merkle die Schätze seiner Pfarrkirche erläuterte; erst in den letzten Jahren sind diese gehoben worden, und erst unter seiner Hand hat die frühere unschöne Stilmischung des Gotteshauses einer klaren schlichten Gestaltung Platz gemacht, in der die wundervollen Heiligen-Skulpturen des 15. und 16. Jahrhunderts eindrucksvoll zur Wirkung kamen. Gar mancher mit den Kunstbeständen unserer Heimat wohlvertraute Teilnehmer sah hier staunend etwas Unbekanntes, das kennenzulernen die Fahrt wahrlich lohnte. Professor Dr. Zimmermann und Professor Dr. Schwenkel führten sodann durch unser Naturschutzgebiet am Hirschauer Berg und zeigten unter anderem seltene Pflanzenstandorte, wie den der pannischen Platterbse, – wobei wir neben den botanischen Eindrücken nicht den einmaligen der Wurmlinger Kapelle vergessen wollen, die sich bei diesem Anstieg in einem seltenen und besonders reizvollen Bild darbot. Jeder hat hier an Uhlands Lied gedacht – aber wer hätte wirklich eine Ahnung gefühlt, wenn er unseren unermüdlichen Professor Schwenkel so lebendig und liebevoll hier am gewohnten Werke sah, die Flora unseres Naturschutzgebietes zu erklären!

Einige tüchtige Gruppen wanderten zu Fuß über den Kamm des Spitzbergs, andere gelangten auf schmaler Autobus-Straße nach dem alten Klosterhof Schwärzloch, dessen romanische Kapelle wir uns als Stätte eines dämmerlichen Trunkes wohl etwas romantischer gedacht hatten, als sie nun in gar zu modriger Stimmung wirkte. Wir werden für die nächste Jahrestagung einen helleren und größeren Raum für das gesellige Zusammensein vorsehen.

Trotz der späteren Heimkehr von dem abgelegenen Platz waren am nächsten Morgen die Teilnehmer zur frühen Stunde eifrig zur Stelle, um sich von berufenem Munde unseres Vorstandsmitglieds Dr. Ernst Müller das Kloster Bebenhausen durch alle Stationen der Entwicklung, von der Gründung der Zisterzienser über die Säkularisation bis zum Tagungsort des württembergisch-hohenzollerischen Landtags von 1947–1953 erklären zu lassen.

Nun füllte sich das einstige Refektorium mit den Gästen des Festaktes, unter denen wir den Ministerpräsidenten Dr. Gebhard Müller, Justizminister Dr. Haussmann, für die Universität Professor Dr. Huttenlocher, ferner die Vertreter der Regierungspräsidenten von Tübingen und Stuttgart, den Kulturreferenten der Stadt Tübingen und zahlreiche Leiter uns wohlgesinnter Dienststellen, sowie auch erfreulicherweise die akademische Jugend begrüßen durften.

Professor Dr. Dölker eröffnete namens der veranstaltenden Vereine die Sitzung mit der Begrüßung der Ehrengäste, unter denen er noch besonders die Witwe unseres Ehrenmitgliedes Professor Goessler willkommen hieß, und widmete seine Geleitworte dem Dienst an der Heimat, indem sich Einheimische und Heimatvertriebene zusammenfinden „an dieser Pforte, die uns aus dem zeitlichen

in das Ewige entläßt“ (A. Winnig). Aus ihr schöpfen wir Kräfte der Vergangenheit, um das Gegenwärtige zu meistern. So leitete er zu dem Thema des Festvortrags über, dem zu unserer besonderen Freude der Ministerpräsident persönlich ein warmes Wort lieh. Dr. Gebhard Müller gab uns mit den Grüßen und Glückwünschen der Landesregierung die Versicherung, daß die Arbeit und die Verdienste der Vereinigungen um die Erforschung und Pflege der Heimat stets der Anerkennung und Unterstützung des Landes sicher sein dürfen. Zum Thema des Festvortrags, dem Lebensbild unseres zu früh verstorbenen Landsmanns Eberhard Wildermuth, gedachte er der schweren Sorgen und Auseinandersetzungen, die gerade dieser Saal in den Kämpfen gegen die Demontage und in den Erörterungen um das Werden des Landes Baden-Württemberg gesehen habe, und hob hervor, daß unserer Jugend nicht wohlformulierte Verfassungsartikel fehlen, sondern Männer, die unserer Demokratie in der schweren Wirklichkeit des gemeinsamen Lebens vorbildlich waren.

Nach ihm sprach für die Universität Tübingen Professor Huttenlocher, der verständnisvoll darauf hinwies, wie unsere Bildungsarbeit unter den Erwachsenen mit Vorträgen, Fahrten und unserer Zeitschrift als eine Art bester Volkshochschule das Gute weitergebe, das die Universität sammle und verbreite. Die Universität freue sich solcher Mittler und wünsche darum, daß eine solche Tagung alte Freunde der Wissenschaft einmütig machen und auch die jungen Kräfte für sich einnehmen möge. Nun ergriff Dr. Wilhelm Kohlhaas das Wort zu seinem Vortrag: „Eberhard Wildermuth – ein schwäbisches Lebensbild unserer Generation in Bewahrung und Aufbau.“

Der Vortragende bejahte grundsätzlich die Verpflichtung unserer Generation, sich mit der Geschichte der eigenen Zeit auseinanderzusetzen, da dereinst die vollständigsten Dokumente nicht das Bild der unmittelbaren Eindrücke ersetzen könnten, um die Krisen und Konflikte unserer Epoche recht begreiflich zu machen. Die anregende Beschäftigung mit der älteren Geschichte dürfe nicht zu einer „Flucht ins Leichtere“ werden, durch die man sich der Verpflichtung entziehe, der nachfolgenden Generation von den Mühen der eigenen Zeit Rechenschaft zu geben. Solche Kämpfe habe unter uns der Mann ausgetragen, von dem als einem echten Sohn unserer Heimat berichtet werden solle.

Dr. Kohlhaas schildert warmherzig und zugleich mit dem Bemühen um eine vom Tageskampf losgelöste geschichtliche Sachlichkeit das Leben des Stuttgarter Arztsohnes, des Enkels der Dichterin Ottilie, in dessen altschwäbische Abstammung zweimal der Einfluß weltweiter Aufgeschlossenheit hinzutreten sei, einmal durch den in den Geschichten der Großmutter erwähnten abenteuerlichen Kroaten-Ähne aus der Zeit Prinz Eugens, ferner durch die aus einer Herrnhuter Familie stammende Mutter, an der der Sohn zeitlebens mit liebevoller Verehrung hing. An der Bewährung Eberhard Wildermuths

im ersten Krieg in den Reihen des Stuttgarter Olga-Regiments zeigte der Vortragende das Bild eines vorbildlichen Soldaten und Kameraden, der die Phantasie seiner Untergebenen so beschäftigte, daß das Empfinden für seine Bedeutung ihm damals schon einen legendären Ruf eintrug.

So war er der Mann, um in den unruhigen Tagen nach dem Umsturz an der Seite des abenteuerlichen Polizeidirektors Paul *Hahn* als Führer einer Sicherheitstruppe der provisorischen Regierung eine maßgebende Rolle in der Abwehr aller Umsturzversuche zu spielen. Nie hat er dabei den bürgerlichen Grundgedanken seiner Pflichterfüllung aus den Augen verloren, nie das soldatische Abenteuer um seiner selbst willen gesucht, und mit gesundem Tatsachensinn hat er sich auch gegen das Abgleiten in den nationalen Radikalismus bei dem Kapp-Putsch und später gestemmt. So wurden die Krisen jener Tage, aus denen die Konsolidierung der Weimarer Republik gerettet werden sollte, noch einmal mit der persönlichen Wärme eines Augenzeugen geschildert, dann Eberhard Wildermuths erfolgreiches Wirken in der Reichsarbeitsverwaltung und in der Bau- und Bodenbank Berlin, und mit jenen Jahren sachlicher Arbeit auch die friedliche Erfüllung des an allen politischen und künstlerischen Problemen interessierten Staatsbürgers, bis ihn die politische Entwicklung zu neuer kämpferischer Bewährung zwang.

Es ist bekannt, daß Eberhard Wildermuth im zweiten Krieg beim Durchbruch in Frankreich 1940 als einer der ersten das Ritterkreuz erwarb. Es folgten harte Kampfeinsätze in Serbien, Rußland und Italien und bei dem allem die zermürbende Sorge um das dunkle Schicksal Deutschlands und um die Frage wie es gewendet werden könne. Trotz seines tapferen Einsatzes stets politisch beargwöhnt, erhielt er statt der Schlüsselstellung, die ein Zugreifen in der politischen Krise ermöglicht hätte, den abseitigen Posten als Kommandant der Hafenstadt Le Havre, bei deren Fall er nach tapferer Verteidigung schwer verwundet in Gefangenschaft geriet.

Selbst vom Feind als gerechter und tapferer Gegner geachtet, kehrte er 1946 in die Heimat nach Tübingen zurück, wo er, erst als Staatssekretär, dann als Minister die schwere Aufgabe vorfand, die Wirtschaft des kaum lebensfähigen künstlich geschaffenen Landes Württemberg-Hohenzollern durchzuhalten. Der Redner erinnerte daran, wie der vorbehaltlose Zusammenhalt des damaligen Kabinetts, das unter dem Vorsitz von Dr. Gebhard Müller noch 1948 aus Protest gegen die Demontage zurücktrat, schließlich den Erfolg ermöglichte und wie Eberhard Wildermuth sodann im Rahmen größerer Aufgaben als Wohnungsbauminister der neuen Bundesregierung in Bonn noch 3 Jahre lang die Aufgabe der sozialen Beruhigung mit der Schaffung ausreichenden Wohnraums tatkräftig anfaßte. Zu früh versagte das durch viele schwere Verwundungen und ständige Überanstrengung beanspruchte Herz am 9. März 1952 den Dienst. Noch heute vermißt man bei entscheidenden Fragen diese

außergewöhnliche, kämpferisch mutige und noch öfter verbindlich vermittelnde Persönlichkeit, die in ihrer umfassenden Bildung und mit dem hohen Pflichtbegriff, der dies ganze Leben durchzog, auf jedem Platz ihren Mann zu stehen wußte, ganz wie Schiller von seinen Schwaben sagt: Im Frieden gut und stark im Feld.

Neben dem lebendigen Interesse und dem Beifall der Landesregierung freuen wir uns, daß die Wahl eines aktuellen Themas bei unserer Jahresversammlung nicht als tagespolitische Aktion, sondern als Dienst an unserem öffentlichen Leben und an der Kenntnis zeitgeschichtlicher Zusammenhänge aufgefaßt und gewürdigt wurde.

Nach der Feier hatten die Teilnehmer, soweit sie im „Waldhorn“ in Bebenhausen Platz fanden, die Freude, unseren Ministerpräsidenten noch zwanglos, frei von der Würde des Amtes und der offiziellen Ansprachen, in unserem Kreise sehen zu dürfen. Nach Tisch schlossen sich die Führungen in der Stadt Tübingen durch Dr. Ernst Müller und die Besichtigung des Paläontologischen Instituts an, dessen reichhaltige hochinteressanten Bestände uns Professor Dr. Hölder sachkundig und liebenswürdig erläuterte. So konnten wir bei dieser Jahrestagung den Teilnehmern von der Frühgeschichte bis zur politischen Gegenwart, von der städtebaulichen Entwicklung wie von den Besonderheiten der Natur aus allen unseren Arbeitsgebieten einen möglichst reichhaltigen Eindruck bieten. Es soll das Bestreben des Bundes sein, in dieser Weise auch künftig die Heimatfreunde ebenso vielseitig wie gründlich mit unserem Lande vertraut zu machen.

Pfingsten in Ochsenhausen

Wiederum fand sich dieses Jahr zu Pfingsten in Ochsenhausen eine Auswahl unserer Mitglieder zusammen. Diesmal war es das oberschwäbische Theater, welches im gemeinsamen Blickpunkt der Teilnehmer stand. Niemand, der mit dabei war, wird die beglückende Empfindung vergessen können, in einem Kreis von Menschen geweilt zu haben, welche sich, wenn auch nur für drei Tage, in der Betrachtung und Anschauung der wichtigsten mit dem oberschwäbischen Theater zusammenhängenden Erscheinungen vereinigten. In der Betrachtung und Anschauung: denn es ging sowohl um das richtige Verständnis als auch das Erlebnis jener Erscheinungen. Für den, der näher zusah, gehörte es zum Besonderen der Tagung, feststellen zu müssen, daß es ein Forscher war, Dr. H. Bausinger vom Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen, welcher von der Seite der Erkenntnis aus gestaltend wirkte. Ist doch damit eine ganz bestimmte Stufe in der Entwicklung des Geistes bezeichnet, auf der die Wissenschaft nicht mehr nur feststellt, sondern formend eingreift. So wie sich Naturschutz und Landschaftspflege ergänzen, so ergänzen sich heute Volkstumskunde und Volkstumspflege, Wissen und Leben. Dabei handelt es sich um eine im Schillerschen Sinne echt „sentimentalische“ Erscheinung, die notwendig erscheint, nachdem

die Ordnungen „naiven“ Lebens zerstört worden sind. Ein Anderes der Tagung war Jedermann offenbar. Das Ziel, die künstlerischen Darbietungen mit vorwiegend oberschwäbischen und einheimischen Kräften zu bestreiten, war diesmal annähernd erreicht worden. Mit welchem Erfolg? Man muß es mit angehört und angesehen haben, wie die Ochsenhausener Mitwirkenden „spielen“, und zwar herab bis zum kleinen Manfred Schermann, um zu wissen, daß die von Dr. Bausinger ausgestreuten Samenkörner ihren Boden fanden und Geist zu Fleisch und Blut wurde, Leben, Fülle und runde Gestalt gewann. So war vor allem der Abend des Sonntag ein intellektuelles Vergnügen und ein ästhetischer Genuß, der seine Gemeinde mehr schuf als daß er sie fand. Dies ist der historische Aspekt der in dieser Art und Weise nicht wiederkehrenden Tagung. Davon, daß diese noch andere schöne und interessante Aspekte bot, wird noch die Rede sein müssen. Die Räume des ehemaligen Benediktinerklosters Ochsenhausen mit ihren langen Gangfluchten, geräumigen Treppehäusern und vor allem dem heiter klaren Bibliothekssaal, waren auch diesmal mehr als festlicher Rahmen um das Gesamtbild der Tagung: sie schienen von sich aus ein höheres Zusammenleben und eine tiefere Übereinstimmung zu fordern. Bei der Eröffnung am Abend des Pfingstamstag begrüßte Vorstandsmitglied Willy Baur an Stelle des zu seinem lebhaften Bedauern verhinderten Vorsitzenden. Sein Gruß galt, nächst den Teilnehmern, allen denen, welche als verständnisvolle Freunde und Förderer am Zustandekommen der Tagung beteiligt waren: vor allem Herrn Stadtpfarrer Reich als *rector ecclesiae*, Herrn Oberstudienrat Rosenstock, dem derzeitigen Leiter der Lehrerinnenoberschule als Vertreter des Hausherrn, Herrn Habrik, dem gefälligen Bürgermeister der gastfreundlichen Stadt Ochsenhausen, und allen Mitwirkenden. Nicht geschäftstüchtiger Betriebsamkeit, so führte Herr Baur des weiteren aus, seien diese Tage entsprungen, sondern dem Bedürfnis, sich an einem geeigneten Ort in gehaltvoller Besinnlichkeit zur Vertiefung des Heimaterlebnisses zu vereinen. Daß dabei in einem Zeitalter des Wissens auch das Gefühl angesprochen und die Fähigkeit wirklich inneren Erlebens geweckt und geschult würde, sei besonders dankenswert. Herr Bürgermeister Habrik sprach in Entgegnung den Dank der Stadt Ochsenhausen aus, die es hoch zu schätzen wisse, daß der Schwäbische Heimatbund treu alljährlich zu Pfingsten mit seinen kulturell hochstehenden Veranstaltungen Einkehr halte.

Dem Thema „Oberschwäbisches Theaterleben, jetzt und einst“ galt der anschließende Vortrag von Dr. H. Bausinger. Einführend lehnte dieser die Vorstellung vom stillen, in sich gekehrten, verschlossenen, aller lebhaften Mimik und Gestik abgeneigten Schwaben ab. In Wahrheit bewege den Schwaben ein geheimer Drang zur mimischen und gestischen Äußerung von innen her. „Wer ihn nicht als Spieler gekannt hat, hat ihn nie gekannt.“ Zwischen Weihnachten und Fasnacht sind die Bühnen der Gasthäuser noch heute verwandelt in eine bunte Welt von thea-

tralischen Erscheinungen. Die Worte, die Chr. M. Wieland Euripides in den „Abderiten“ über diese sagen läßt: „Alles, was wie ein Schauspiel aussieht, vertrieb ihnen die Zeit“, treffen vor allem für die Oberschwaben zu, womit ein möglicher Unterschied des Verhaltens zwischen den gedanklicher eingestellten Neckarschwaben Alt-wirtembergs und der mehr in die sinnliche Fülle der Anschauung drängenden Geistigkeit des Oberschwaben angedeutet wurde. Die Frage nach dem oberschwäbischen Theaterleben meint dabei nicht nur die dramatischen Titel, will kein Urteil über Wert oder Unwert des Spielgutes, sie zielt vielmehr auf die Bezüge, die sich im Spiel zwischen der Handlung und den Handelnden eröffnen, die vordergründige Gegenwart bestimmen und von starker gemeinschaftsbildender Kraft (Vereine!) sein können. Mit einem Wort: wir wollen wissen, wie das Theater Formen und Inhalte des Lebens des schwäbischen Menschen bestimmte. Da sind die Fälle von Theaterbesessenheit von Wichtigkeit, sei es nun im Hinblick auf einzelne oder ganze Familien, da muß der Einfluß des Spielens auf die Familiennamen genannt werden, da ist zu erwähnen, daß etwa bei den Rohrdorfer Fasnachtsspielen, trotzdem die Bühne im Freien war, im Winter 2-3000 Zuschauer anwesend waren. Im einzelnen umriß der Vortragende die wichtigsten „Spielwelten“, die jedesmal einen sehr bestimmten Kreis bilden.

Das Fasnachtsspiel wurde bereits genannt, in dem sich das Theaterleben als abhängig vom Fasnachtsleben, in all seinen Wandlungen, zeigt. Schon 1616 hat das Reichsstift Ochsenhausen alle Fasnachtsspiele untersagt. Wenn in Biberach am Schützenfest Kinderaufführungen stattfinden, so ist diese Sitte herausgewachsen aus dem Brauch der Schuldramen. In Uigendorf hat man noch in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts von Schülern und Lehrern gespielte Dramen aufgeführt. Die Volkschule trat aber hierin nur das Erbe der gelehrten Klosterschulen an, wobei auch an Sprechspiele für Schüler zu erinnern wäre, die P. Sebastian Sailer verfaßte. In den Klöstern, vorzüglich der Benediktiner und Prämonstratenser, wurde meist bis zu ihrer Aufhebung aus besonderen Anlässen Theater gespielt. Eine jesuitische Studienanordnung von 1591 legt auf das Theater großen Wert. Abt Placidus kaufte 1684 eine Theaterdekoration aus Augsburg. Die Dramen hatten meist 3 Akte und einen Prolog, in dem allegorische Gestalten auftraten, so auch ein „Genius Ochsenhusanus“, ferner Interludes, die in nur ideellem Zusammenhang mit dem Stück selbst standen. Trotz des allegorischen Ballasts besitzen diese Spiele eine große farbige Fülle. Auch der heitere Zug fehlt nicht. 1789 wird dem Abt Romuald von den *musis domesticis* der goldene Apfel des Paris dargebracht, wobei Juno, Pallas und Venus sich von der Wahl begeistert zeigen. Eine neue Gattung des heiteren geistlichen Singspiels schafft P. Sebastian Sailer von Obermarchtal 1743 in der „Schöpfung“, wobei die sprachlichen Möglichkeiten der Mundart ausgewertet werden. Auch die katholischen Bürgergesellschaften werden von den Klosterdramen an-

geregelt, die evangelische Biberacher Gesellschaft geht neue Wege, als sie den Sturm von Shakespeare unter Wieland aufführt. Die Komödiantengesellschaften der Städte werden meist von Handwerkern getragen, wobei der Meistersang teilweise Voraussetzung ist. Die gemeinsame Wurzel des Theaters in den Mysterienspielen der Kirche wird dabei, so bei den Oster-, Fronleichnams- und Weihnachtsspielen, deutlich. Die Mengener Passionsspiele waren bekannt. In Waldsee schreibt 1640 ein Bürger ein Fronleichnamsspiel. Es zeigt sich somit, daß das Bild vom untheatralischen Schwaben allzu altwirtembergisch ist. Schließlich ging der Vortragende noch auf die gegenwärtige Lage des Volkstheaters ein. Das moderne Drama, das nicht volkstümlich sein kann, hat das Volksdrama in eine bestimmte Zone gedrückt. Die Statistik ergibt, daß religiöse Rührstücke, romantische Ritterdramen, Legendenstücke, „soziale“ Dramen Spieler und Zuschauer kaum über eine rosarote Scheinwirklichkeit hinausführen. Biberach, das vor zwei Jahren dreihundert Jahre Theater feiern konnte und in dem es seit 1686 eine dramatische Gesellschaft gibt, hat sich auch hinsichtlich des Spielgutes an der Spitze der oberschwäbischen Theater gehalten und, als Stadt, den Anschluß an das zeitgenössische große Theater gefunden. Das Laienspiel, im Gefolge der Jugendbewegung gegen das Berufstheater groß geworden, findet im Oberschwäbischen viel Raum. Mit einem sehr richtigen Geständnis und persönlichen Bekenntnis schloß der Vortragende. Es sei etwas „Verruchtes“ – im Goethe'schen Doppelsinn – um das Volkstheater der Gegenwart. Einsteils sei man heute von der gesunden Naturhaftigkeit der Volkskultur nicht mehr überzeugt. Andernteils aber erheischten die gewaltigen bildenden Kräfte, die sich in dieser Kultur kundgeben, unsere Achtung und teilnehmende Aufmerksamkeit.

„Aus oberschwäbischen Theaterstücken des 18. und 19. Jahrhunderts“ nannte sich der folgende Abend: die Leitung hatte Dr. H. Bausinger. Die künstlerischen Darbietungen erstreckten sich auf Lesungen, die indessen, von erhöhter Bühne aus, begleitenden Vortrag in Gestik und Mimik erforderten, und Gesangsvorträge. Fräulein Lore Mühlischlegel aus Bozen (Sopran) war als Sängerin gewonnen worden. Begleitet vom Kammermusikkreis Ochsenhausen (Frau M. Maerz Violine, am Flügel Frau Marianne Scherrmann-Frech, Herr Anton Schmid Cello) sang sie die Arie „Sunt vana profana“ aus dem „Apparatus musicus“ (1781) von Joseph Lederer. Vollkommene Meisterschaft über die zugleich klare und volle Stimme und damit verbundene mühelose Leichtigkeit des Vortrags machten das Zuhören zu einem reinen Genuss. Das gleiche gilt für die beiden anderen von Fräulein Mühlischlegel gesungenen Arien: „Seid mir gegrüßt ihr holden Bäume“ aus der 1800 in Biberach aufgeführten komischen Oper „Der Schulz im Dorf“ von Justin Heinrich Knecht und „Im Thale, auf der Berge Höhen“ aus der Oper „Der Taucher“ von Konradin Kreutzer (um 1815). Frau Scherrmann-Frech war dabei eine anpassungsfähige und feinfühlige leitende Begleiterin. Sie trug ferner vollendet,

als Zwischenspiele, zwei Sonaten von Jos. Lederer vor. Herr Markus Braun sang mit prächtigem Baß Arien aus der Schöpfung von P. Sebastian Sailer. Marianne und Erika Bendel, Jutta Fick, Helga Kapff, Markus Braun, Ernst Guter, Erwin und Werner Hölz, Moritz Lipp, Herbert Schwedt und Manfred Scherrmann hatten die Rezitationen übernommen, wobei Herr Norbert Schmid für die Ochsenhausener als örtlicher Leiter mitwirkte. Es wurde bereits gesagt, wie vollkommen die Rezitatoren ihrer Aufgabe gerecht wurden. Im einzelnen hörte man: Szenen aus „Lady Johanna Gray“ von Chr. M. Wieland, aus „Der wundertätige und gen Himmel fahrende Elias“ von Eberhard Rudolf Roth (1680 von „der des Löbl. Ulmischen Gymnasii Schuljugend“ gegeben), ferner aus dem „Sturm“ Shakespeares (1761 von der evangelischen Komödiantengesellschaft Biberach aufgeführt), dann aus „Marsyas“ (anonyme Handschrift des Klosters Marchtal, um 1760) und aus „Ei so beiß“ von Jos. Lederer (aufgeführt 1770 im Ulmer Wengenstift). Im zweiten Teil vernahm man Ergötzliches aus „Der Bröller kommt“ (gedichtet um 1860 von M. R. Buck und angeregt durch den „Komet“ Ifflands), weiter Einiges aus dem „Schutzegeist“ von August von Kotzebue (1814 entstanden und in Oberschwaben oft gespielt), schließlich noch Szenen aus dem Spiel „Das Weltgericht oder Der Schwäbische Jupiter in seinem Grimme“, einer tragikomischen Bauernoper von Karl Borromäus Weitzmann (um 1825), und aus dem Zriny Theodor Körners, entstanden 1812 und in Oberschwaben häufig gespielt. Der Abend währte – bis 23 Uhr! Und keiner von den Anwesenden, der nicht bis zum Schluß mitgegangen wäre! Der Beifall wollte kein Ende nehmen.

„Mörike in Oberschwaben“ nannte sich die vormittägliche Feierstunde am Pfingstsonntag mit Frau M. Maerz (Alt), Frau M. Scherrmann-Frech (am Flügel), Frau L. Montag (Rezitationen) und Dr. A. Schahl. Die Verbindung zum Hauptthema der Tagung war nicht schwer zu ziehen: am 4. Februar 1829 spielte der damalige Vikar a. D. Eduard Mörike in Mengen mit großem Erfolg in Schillers Kabale und Liebe den Hofmarschall von Kalb, während sein Bruder Louis den Kammerdiener des Fürsten darstellte. An Hand von Tagebuchnotizen, Briefstellen und Dichtungen wurde den Wegen Mörikes in Oberschwaben nachgegangen, der 1828 seinen Bruder Karl, Amtmann in Scheer, und Vetter Heinrich Mörike, Amtmann in Buchau, besucht, 1829 Pfarrverweser in Pflummern wird, wozu Zwiefalten als Filialort gehört, und 1831 nochmals das Donaugebiet bereist. In Zusammenhang damit wurde ausführlich das Buchauer Liederbuch von 1828 gewürdigt. An Hand von kleinen, lateinisch geschriebenen Tagebuchaufzeichnungen war es sogar möglich, nachzuweisen, daß Mörike guten Grund hatte, 1828 aus Buchau zu schreiben: „In rebus amatoriis hic multum profeci.“ Das Josephine-Erlebnis wurde besprochen. Auch von den späteren Aufenthalten Mörikes am Bodensee war die Rede; die Bodenseeidylle kam mit ihren wundervollen Landschaftsschilderungen zu ihrem

Recht. In Allem erwies sich Frau Montag als eine einfühlsame und sprachmächtige Vortragskünstlerin. Unvergesslich werden sodann den Teilnehmern die Mörikelieder Wolf'scher Vertonung sein, die Frau M. Maerz mit ihrer herrlichen Altstimme sang, welche die Wirkung eines schwebend hallenden, vollen und tiefen Glockentones besitzt.

In der kirchenmusikalischen Feierstunde sang der katholische Kirchenchor Ochsenhausen unter Leitung von Organist und Kantor Anton Schmid, Sproß einer künstlerisch hoch begabten Ochsenhausener Familie; an der Orgel hörte man Herrn Willi Scherrmann. Es gibt hierfür kein größeres Lob als die Feststellung, daß Organist und Chor eine Leistung von seltener Einheitlichkeit vollbrachten. Der Chor war ein Klangkörper von großer Geschlossenheit, dabei so durchgearbeitet, daß die Ordnung des Tongefüges und damit der geistige Aufbau streng und rein zutage traten, so daß das Kyrie aus der „Missa brevis“ von Andrea Gabriele, das Sanctus aus der „Missa brevis“ von Palestrina, die Motette „Iustorum animae“ von Orlando di Lasso und die Motette „Exultate Deo“ von A. Scarlatti selten gut zu hören waren. Die Orgel wurde von Willi Scherrmann mit der weisen Vorsicht gespielt, die einem solchen Meisterwerk geziemt. Vor allem traf er die richtige Programmauswahl. Im Spiel selbst war von Tonschwämmen unbestimmbarer Zusammensetzung nichts zu hören, die einzelnen Stimmen gingen im Ganzen nicht unter. Alles war deshalb von reicher Farbigkeit, Fülle und Leben bei großer durchsichtiger Klarheit, und dies nicht nur bei einem Couperin, sondern auch bei Frescobaldi und Bach. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Ochsenhausen dank der Arbeit von Anton Schmid hinsichtlich der kirchenmusikalischen Ausstattung der Gottesdienste qualitativ erfreulich hoch steht. Jedem sei, schon aus diesem Grund, der Besuch der festtäglichen Hauptgottesdienste empfohlen.

Am Pfingstmontag fand eine Studienfahrt unter Führung von Dr. A. Schahl nach Lindau, Wasserburg, Eriskirch, Hagnau, Baitenhausen und Hepbach statt. Der Dienstag brachte zwei köstliche Erlebnisse, die jedem Teilnehmer unauslöschlich eingeprägt bleiben werden: die Befahrung des Federsees, wobei die ganze „Federsee-Bootflottille“ zusammengetrieben worden war, und die Begehung des Pfrunger Rieds. Beide Male führte – zum letzten Male – Professor Dr. H. Schwenkel. Glücklich der, der ihn so in Erinnerung behalten darf, wie er ihn dort gesehen hat: im Boote stehend und lehrend. Herr Gerhard Haas hatte die vogelkundliche Führung übernommen.

Freudige Arbeit in Sigmaringen

Unsere Arbeitstagung „Obere Donau“ durften wir am 26. Juli feierlich in der „Portugiesischen Galerie“ des Sigmaringer Schlosses eröffnen. Zuvor hatte der Verein durch Niederlegung eines Kranzes am Denkmal des verstorbenen Fürsten Wilhelm von Hohenzollern im Schloß-

garten von Inzigkofen eines Mannes gedacht, der, seiner Zeit weit vorausseilend, durch eigene Schriften und Studien, durch Weisungen für seine Forsten und tätige Förderung aller Naturschutzbestrebungen bahnbrechend für die Gedanken der Heimatpflege gewirkt hat.

So durfte der Vorsitzende in den Eröffnungsworten dankbar hervorheben, wie sich das Haus Hohenzollern-Sigmaringen stets allem Fortschritt aufgeschlossen gezeigt habe. Ebenso bekannte sich Fürst Friedrich in herzlichen Begrüßungsworten, denen sich der Bürgermeister der Stadt Sigmaringen anschloß, zu dieser Tradition der aktiven Förderung des Heimatgedankens.

Die stark besuchte Tagung führte durch Vorträge erster Fachleute zur Vertiefung der Kenntnis eines Landesteils, dem mit seiner reichen Vergangenheit und Landschaft einst und heute eine besondere Stellung in der Gliederung unserer Heimat zukommt.

Das Volkshochschulheim Inzigkofen hat, wie so manches Mal, unter der Leitung von Dr. Koblitz in bewährter Weise als Stützpunkt der Ausfahrten beigetragen, über die ein eingehender Bericht folgen wird.

Heute sei das Wirken unseres langjährigen Vorstandsmitglieds Willy Baur aus besonderem Anlaß hervorgehoben. Wir können bei einer so jugendlichen Aktivität keine Alterswürdigung schreiben, aber wenn er am 9. August das Sechzigste vollendet, so darf er des Danks gewiß sein von so vielen, deren Heimatreude er durch seine Forschung, durch Rundfunkbeiträge und Vorträge gestärkt und gefördert hat. So spricht der Schwäbische Heimatbund auch an dieser Stelle für sie alle die herzlichsten Glückwünsche aus.

Hochrheinschiffahrt — Bodenseegefährdung

Von berufener Seite erfahren wir:

„Man hat kürzlich gelesen, der Bundesverkehrsminister habe dem Plan, den Rhein zwischen Basel und Konstanz schiffbar zu machen, grundsätzlich zugestimmt. Die Presse berichtete über eine Tagung des Rheinschiffahrtsverbands in Konstanz, bei der der Bundesverkehrsminister den Beginn der Bauarbeiten für das Jahr 1960 in Aussicht gestellt habe. Es ist geplant, das natürliche Hindernis des Rheinfalls bei Schaffhausen durch einen Kanal zu umgehen.

Im Interesse unseres Landes ist dringend zu wünschen, daß dieser Plan nicht zur Ausführung kommt. Seine Ausführung würde die Vernichtung des Bodensees als Ferienort, Wanderziel und Erholungsraum bedeuten. Die wirtschaftlichen Vorteile einer schiffbaren Wasserstraße sind so groß, daß Industrie und Handel sie sich sicher nicht entgehen lassen würden. Der Bodensee würde als Endpunkt eines Wasserstraßensystems zu einem Handelszentrum werden. Rund um den See würden sich Industrien ansiedeln. Handelshäfen mit Kranen und Lagerhäusern würden entstehen. Radolfzell würde Umschlagplatz für die Industriestadt Singen. Friedrichshafen würde selbst Industriestadt werden, ebenso Kon-

stanz. Lärm und Rauch würden die Luft erfüllen. Den Untersee und den Obersee würden bald und in wachsender Zahl Frachtkähne bevölkern. Um die Reinhaltung des Bodenseewassers, um die man sich jetzt noch bemüht, wäre es getan.

Es mag sein, daß der Rheinschiffahrtsverband und andere Interessenten es auf eine so weitgehende Verwandlung des Bodensees nicht abgesehen haben. Sie sehen zunächst die näheren und kleineren Vorteile. Aber, wenn einmal die Möglichkeit eröffnet sein würde, von dem Bodenseeufer aus auf Wasserwegen mit den fernsten europäischen und außereuropäischen Industrie- und Handelsorten in Güteraus tausch zu treten, dann wäre eine Entwicklung eingeleitet, die wohl niemand mehr aufhalten könnte. Es täuscht sich, wer etwa meint, die Naturschönheit des Bodensees noch irgendwo konser vieren zu können, das heißt den See, der eine Ganzheit ist, in verschiedene Zonen auf teilen zu können: hier Industrie, dort Natur. Und wenn man ihn so auf teilen könnte, so wäre es geschmacklos und lächerlich, es zu tun. Man stellt in einen Festsaal keine Drehbank und in eine Fabrikhalle keinen Konzertflügel.

Es darf nicht passieren, daß eine der schönsten Landschaften Deutschlands und Europas zerstört wird. Auf dem Land Baden-Württemberg, das die Rheinstrecke zwischen Basel und Konstanz kontrolliert, und das zugleich die größte Uferstrecke am Bodensee besitzt, liegt die Verantwortung dafür. Der Rheinschiffahrtsverband hat nicht das Recht, den Menschen unseres Landes diese unvergleichliche Naturschönheit weg zu nehmen.“

Wir geben diesen Hinweis in ernster Sorge wieder und möchten auf Grund mancher betrübender Erfahrung von vornherein den Einwand abwehren, es handle sich ja nur um den Hochrhein und jeder Alarm wegen einer Gefährdung des Bodensees sei taktische Übertreibung. Wir haben schon zu oft erlebt, daß es, wenn einmal ein kleines A gesagt ist, beim B kein Halten mehr gibt und daß die erst einmal ausgelöste Entwicklung dynamisch weiterrollt. Deshalb rufen wir dazu auf, schon heute mit allem Eifer diese Schritte im Anfangsstadium zu beobachten, um ihnen rechtzeitig entgegenzutreten.

Auch hier wiederholen wir, daß wir der Wirtschaft und dem Handel in ihrer modernen Vervollkommnung volles Verständnis entgegenbringen und beispielsweise die Form, in der sich der Schiffahrtsweg auf dem Neckar in unsere Landschaft eingefügt hat, als mustergültig anerkennen. Hier geht es aber um etwas ganz anderes: Hier will sich die Wirtschaft über den Rahmen des für sie Notwendigen hinaus eines Gebietes bemächtigen, wo die Landschaft eine unbedingte Priorität behalten muß. Industrie und Handel gehören gewiß zum Organismus der Heimat und durch ihre Adern wird das wirtschaftliche Leben gespeist, ohne das die Gegenwart und Zukunft unseres Volkes nicht zu denken sind. Noch mehr gehört zum Organismus der Heimat all das, worauf die Lebenskraft unseres Bodens beruht, auf dem auch diese Wirtschaft erst bestehen kann.

Was in diesem Sinne der Bodensee für unsere Heimat bedeutet, bedarf in diesen Blättern keiner Ausführung. Aber neben den unwägbaren Werten sei mit allem Ernst daran erinnert, wie sehr wir uns heute schon um das wichtigste Lebenselement, um das Wasser sorgen müssen, und welche Rolle der Bodensee auch dabei spielt. Jeder Gedanke, ihn der Industrie zu erschließen, bedeutet nicht nur eine Versündigung am Bild der Heimat, sondern an ihrer Existenz überhaupt. Das darf ohne Schwarzseherei in einer Zeit, wo so viel von „Sicherheit des Lebens“ geredet werden muß, unverblümt gesagt werden. Je deutlicher in diesen Dingen von Anfang an gesprochen wird, um so mehr hoffen wir einem wahrlich unabsehbaren Schaden vorzubeugen.

Gegen Reklame-Terror

Wir machen unsere Vertrauensmänner, Ortsgruppen und interessierte Einzelmitglieder wiederholt auf den Nachrichtendienst der Arbeitsgemeinschaft gegen Auswüchse der Außenreklame aufmerksam (Anschrift: Hilchenbach Kr. Siegen, Westfalen, 21 b), für welchen der Herausgeber Wilhelm Münker einen ebenso unermüdlichen wie entschiedenen Kampf gegen die zunehmende Rücksichtslosigkeit der Werbung führt. Wir sind für jeden Hinweis aus unserem Arbeitsgebiet dankbar, der uns gestattet, an Hand von Beispielen gegen Entgleisungen oder Störungen der Gemeinschaftsinteressen aufzutreten. Es ist auch nicht angenehm für uns, von einer Sammelstelle außerhalb des Landes auf Verstöße hingewiesen zu werden, die sich unbeanstandet unter den Augen unserer Mitglieder entwickelt haben. Nur durch die Zusammenarbeit aller kann hier eine klare Linie eingehalten werden, bei der wir, wie wir ausdrücklich betonen, der verständnisvollen Unterstützung maßgebender Stellen gewiß sein dürfen.

Veranstaltungshinweise

Die Wiederholung der Elsaß- und Vogesenfahrt mit Prof. Dr. Hölder und Dr. A. Schahl findet am 31. August und 1. September statt.

Die beiden Fahrten nach Südtirol werden wie angekündigt durchgeführt werden, jedoch steht derzeit noch nicht fest, wer die natur- und landschaftskundliche Führung übernehmen wird.

Die Fahrt in's Blaue findet an den Nachmittagen des 19. und 20. Oktober statt; sie schließt beide Male mit einem geselligen Zusammensein, bei dem unsere Mitglieder die in diesem Jahr bei unseren Fahrten gemachten Aufnahmen vorführen können. Wir bitten, die vorzuführenden Aufnahmen der Geschäftsstelle vorzulegen oder zuzusenden. Wir bemerken, daß alle Fahrtteilnehmer des Jahres 1957 an dieser Fahrt umsonst teilnehmen können, das Recht der Teilnahme jedoch nicht übertragbar ist.